
Magazin des Soldaten
HEFT 6 • JUNI 1966 • PREIS MDN 1,–
ARMEE
Rundschau



Kommt Besuch nach P., wird diese Geschichte erzählt. Die wievielte Fassung man erfährt, ist nicht zu sagen. Die Geschichte ist wahr und doch so einmalig, daß es Benno und Uwe, den beteiligten Grenzern, nie eingefallen wäre, sie zu erfinden.

An einem herrlichen Sommermorgen, kurz vor der Ablösung, entdeckt Benno auf dem von der Sperre heraufführenden Trampelpfad eine bunte Jacke auf kurzen Beinen. Ein Grenzverletzer? Uwe hat nichts bemerkt. Eng an den Hang gedrückt, die MPi im Anschlag, so liegen Benno und Uwe im Gras, um ihn herankommen zu lassen. Doch nichts rührt sich. Die Grillen zirpen, Ameisen krabbeln in die offenen Kragen. Da durchfährt unsere Grenzer ein eisiger Schreck. Genau über ihnen, umrahmt von den Blättern des Baumes, unter dem sie liegen, grinst sie ein Gesicht an. Mehr eine Fratze, große abstehende Ohren, kräftige Zähne, flache Stirn – ein Affe! Beide haben den gleichen Gedanken, beide die gleichen Zweifel. Acht Stunden Dienst ermüden. Täuschungen sind möglich. Ist es eine Falle, will man sie foppen? Vorsichtig sichern sie das Gelände, kriechen den Hang hinauf.



Vignette: Parschau

Nachdem sich die Grenzer endlich überzeugt haben, daß keine andere Schweinerei im Busch steckt, schicken sie sich an, das Tier einzufangen. Aber weder Erinnerungen an Tiergeschichten aus dem afrikanischen Busch helfen, noch gutes Zureden. Der Affe bleibt auf dem Baum. Er macht einige einwandfreie Felgaufschwünge an den Ästen, balanciert wie ein Seiltänzer und schaut, in die Hände platschend, beifallheischend in die Runde. Ist es nun Nachahmungstrieb oder ein kühner Einfall – Benno klatscht ebenfalls. Der Affe betrachtet die Vorstellung als beendet und springt vom Baum direkt in Bennos Arme.

War die „Festnahme" schon aufregend, in der Kompanie selbst steht alles kopf. Während Benno und Uwe melden, bringt der Affe sämtliche auf dem Schreibtisch befindlichen Gegenstände in eine ihm genehme Unordnung. Besonders interessiert ihn das Telefon, in dessen Hörer er hineinhorcht, als könne er alle Dienstgeheimnisse auf einmal erfahren.

Dem Chef platzt der Kragen. Der Affe wird im Klubraum arretiert. Dann telefoniert der Chef selbst. Die Vorgesetzten glauben wohl nicht ganz an die Geschichte des aus einem Zirkus jenseits der Grenze entlaufenen Affen und fordern eine schriftliche Meldung an, die auch prompt nach „oben" geht. Dort entdeckt man allerdings einen Schönheitsfehler: Hinter Punkt e des vorgedruckten Formulars gähnt eine leere Spalte. Also kommt postwendend folgende zornige Aufforderung zurück:

MELDUNG UNVOLLSTÄNDIG! WAS HAT DER FESTGENOMMENE BEI DER FESTNAHME AUSGESAGT? ÜBER PUNKT E SOFORTMELDUNG ERFORDERLICH!

Aber auch diese schriftliche Aufforderung fruchtet nicht. Der Arretierte sagt nichts aus. *Raubeg*



POSTSACK

Panzer und SFL

Worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen einer SFL und einem Panzer?

Egbert Brachmann, Falkensee

Panzer sind Gefechtsfahrzeuge, die beim Angriff die Stoßkraft bilden. SFL sind Unterstützungswaffen, d. h. Artillerie auf mobilen Lafetten. Sie unterstützen den Stoß mit ihrem Feuer bzw. werden gegen Panzerkräfte des Gegners eingesetzt.

Löbliches aus Löbau

Eine recht gute patriotische Erziehungsarbeit wird an den Berufsschulen des Kreises Löbau geleistet. In der Kreisstadt selbst erwarben im Februar rund 500 Schüler das DRK-Leistungsabzeichen in Bronze. Die BBS in Neugersdorf veranstaltet jährlich zwei GST-Lager; ihr Lehrerkollektiv wurde für die gute sozialistische Wehrerziehung kürzlich vom Minister für Volksbildung besonders geehrt.

Ernst Hellner, Schönbach

Woanders dient man länger

Wie lange dauert die Wehrdienstzeit in der Sowjetarmee?

Uwe Hinze, Niebendorf

Bei den Landstreitkräften dienen die Wehrpflichtigen drei, bei der Flotte und in den Luftstreitkräften vier Jahre.

Spezialeffektenladen ohne Spezialitäten

Der Spezialeffektenladen am Strausberger Platz in Berlin ist schon eine gute Sache. Nur war ich enttäuscht, daß man dort keine Effekten von der Volksmarine führt.

Matrose Zillkowski, Rostock

Familienbilder en gros?

Wir sind acht Mann in der Stube. Bisher hatte jeder das Bild seiner Frau, Verlobten oder Freundin an der Wand. Jetzt verlangt der Kompaniechef, wir sollen sie abnehmen. Warum das? Flieger Wachsmuth, Cottbus

Nichts gegen Familienbilder. Wenn davon jedoch gleich acht an der Wand hängen, sieht das gewiß nicht schön aus. Es erscheint uns auch vom intimen, privaten Charakter solcher Fotos her besser, sie entweder im Schrank anzubringen oder auf den Nachttisch zu stellen. Die gemeinschaftliche Unterkunft sollte mit anderen guten Bildern oder Graphiken geschmückt werden, die allen etwas sagen und an denen sich folglich alle erfreuen können.





Heiraten, aber wann?

Zur März-Umfrage „Heiraten vor dem Wehrdienst?“ möchte ich sagen: Man sollte sich in diesen 18 Monaten ernsthaft prüfen. Gerade die Zeit der Trennung kann zwei Menschen für das Leben näher bringen. Mein Verlobter und ich sind uns jedenfalls einig, daß wir erst heiraten, wenn er wieder zu Hause ist. Dann wird es nochmal so schön.

Christine Queister, Stendal

MMS

Wo werden eigentlich die Militärärzte der NVA ausgebildet?

Obermaat Hempel, Peenemünde

Nicht weit weg von Ihnen: An der Militärmedizinischen Sektion (MMS) der Ernst-Moritz-Arndt-Universität in Greifswald.

AR sehr nützlich

Von Beruf bin ich Horterzieher. Die AR lese ich schon seit einigen Jahren. Sie hat mir oft geholfen, den Kindern die Aufgaben der NVA zu erklären. Dabei helfen mir vor allem die Titelfotos, die ich sammle.

Rudi Lückert, Greifswald

Im August 1914

Wieviel Kriegsschiffe hatte die Marine des kaiserlichen Deutschlands, als 1914 der erste imperialistische Weltkrieg ausbrach?

Jürgen Franke, Karl-Marx-Stadt

Das waren 14 Großkampfschiffe, 3 Schlachtkreuzer, 32 ältere Linienschiffe, 5 ältere große Kreuzer, 14 kleine Kreuzer, 42 neue und 46 ältere Torpedoboote und 10 U-Boote.

Anziehend

Wenn unsere Soldaten jetzt wieder so ganz per Taille gehen, dreht man sich gern nach ihnen um – auch ich. Eine gute Haltung, eine schöne Figur und eine saubere Uniform (dazu ge-

hören auch scharfe Bügelfalten und ein gepflegter Hinterkopf) sind ein Anziehungspunkt für alle Frauen.

Ingrid Schulz, Berlin

Wege zum Berufskraftfahrer

Ich bin als Soldat auf Zeit im kfz.-technischen Dienst tätig, habe bei der NVA meine Fahrerlaubnis gemacht, nehme regelmäßig an der Spezialausbildung teil und habe die Klassifizierung III. Kann ich da später Berufskraftfahrer werden?

Unteroffizier Specht, Eggesin

Ja. Mit einer entsprechenden Bescheinigung Ihres Truppenteils können Sie in eine Lohngruppe der Berufskraftfahrer eingestuft werden. Allerdings müssen Sie das dazu nötige Arbeitsrechtsverhältnis binnen zwei Monaten nach der Entlassung aufnehmen. Den erforderlichen Facharbeiterbrief können Sie an der Betriebsakademie eines Verkehrsbetriebes erwerben. Die gesetzlichen Grundlagen dafür wurden mit der 3. Durchführungsbestimmung zur Förderungsverordnung geschaffen.

Einmal hü ...

Jeden Monat warten mein Mann und ich gespannt auf die AR. Es entbrennt dann immer ein heißer Kampf, wer sie als erster liest. Wir möchten Ihnen für die unterhaltsamen Stunden danken, die Sie uns durch die AR schenken.

Inge-Lore Pommerening, Gielow

... und einmal hott

Mit der Seitenzahl vergrößerte sich zwar der Umfang, aber nicht der Inhalt. Im Postsack werden uninteressante Sachen veröffentlicht, und auf ein attraktives Mädchenfoto warte ich nun schon mehr als ein Jahr. Die AR war früher besser.

Gefreiter d. R. Brunner, Warnemünde

Taktische Nummern

Was haben die Zahlen an Panzern, Flugzeugen und Schiffen zu bedeuten? Udo Wagner, Luckau

Es handelt sich dabei weder um Serien- noch um Stückzahlbezeichnungen, sondern um taktische Nummern. Sie sind nicht beständig und können von Zeit zu Zeit verändert werden.





Prima

Die AR ist einfach prima. Man erfährt aus ihr alles über unsere Streitkräfte. Ich lese sie immer wieder gern, zuerst den Postsack.

Donald Geilsdorf, Lübben

Festtagsurlaub

Wie ist das mit dem Festtagsurlaub – kriegt den jeder Armeeangehörige?

Soldat Täufer, Roggendorf

Nein. Genossen, die am Standort oder in dessen unmittelbarer Nähe wohnen und die Genehmigung zum täglichen Aufsuchen des Wohnsitzes haben, erhalten keinen Festtagsurlaub.

Ein kleines Dankeschön

Ich möchte auf diesem Wege allen Angehörigen der NVA ein kleines Dankeschön sagen, verbunden auch mit den besten Grüßen und Wünschen für jeden einzelnen. Wie gefahrvoll ist zum Beispiel gerade der Dienst unserer Grenzsoldaten! Und welches schöne Ziel hat er: Frieden. Die Erfolge unserer Armee sind großartig. Ich war begeistert vom „Oktobersturm". Bei allen diesen Worten möchte ich aber nicht vergessen, auch der AR zu danken. Durch sie werden wir mit dem Leben unserer Soldaten und mit ihrem Dienst vertraut gemacht. Monika Dietsch, Leipzig

„Handbuch des Grenzsoldaten"

Wo finde ich die Dienstgradabzeichen der US-Armee bzw. der Bundeswehr und anderer imperialistischer Streitkräfte? Michael Weise, Böhlen

Das „Handbuch des Grenzsoldaten" informiert sehr ausführlich darüber. Es ist in jeder Volksbuchhandlung erhältlich bzw. zu bestellen.

Wiederseh'n ist wunderschön

Vor einiger Zeit lud das Reservistenkollektiv des Bahnhofs Karl-Marx-Stadt/Hilbersdorf zu einer Veranstaltung ein. Dieser Abend wird uns noch lange in Erinnerung bleiben, da es für uns ein überraschendes Wiedersehen gab – siehe „Mit dem Herzen dabei". Allen, die ihre Freizeit geopfert haben, um uns diese Freude zu bereiten, recht herzlichen Dank.

Unterfeldwebel Bunte und Frau, Neustadt

Zum Dreiundsiebzigsten

Am 29. Juni 1966 feiert Frau Gertrud Richnow aus Dessau ihren 73. Geburtstag. Da sie eine der ältesten Leserinnen des Soldatenmagazins ist, schickt auch AR zu ihrem Ehrentag die herzlichsten Grüße in die Steubenstraße 18 und wünscht Oma Richnow alles Gute, Glück und Gesundheit sowie auch weiterhin viel Freude an unseren Heften.

Panzer-ABC

Vom Panzer T 34/76 gab es doch mehrere Versionen, die mit A, B und C bezeichnet wurden. Worin unterschieden sie sich?

Hans-Joachim Sturm, Blankenheim

Sie unterschieden sich vor allem im Fahrwerk (veränderte Laufrollen) sowie in Veränderungen am Turm (T 34/76 C mit Kommandantenkuppel am Turm).

Stube 22 – herhören!

Meinen ehemaligen Kameraden in Stralsund die besten Grüße, insbesondere der Stube 22. Es wäre schön, wenn Ihr mir mal schreibt.

Stabsmatrose d. R. Winner, 65 Gera, Juri-Gagarin-Str. 46

Streitfrage Wohnsitz

Da wir keine eigene Wohnung haben, wohne ich noch bei meinen Eltern in Schwanbeck. Meine Frau studiert in Templin. Ihr Antrag auf Fahrpreisermäßigung nach Schwanbeck wurde abgelehnt, da angeblich mein Dienstort als Wohnsitz zählt. Ist das richtig?

Stabsmatrose Werner, Zingst

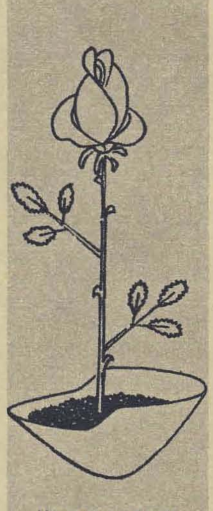
Nein. Im Anhang IX zur DV 10/3 wird festgelegt, daß für kaserniert untergebrachte Armeeangehörige ihr letzter Wohnort (Heimatort) der im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen geltende Wohnsitz ist; vorausgesetzt natürlich, daß sie dort polizeilich gemeldet sind.

Blumen für die Soldaten

Mit vielen anderen Genossen fuhr auch ich zu Ostern in Festtagsurlaub. Am Blumenstand des Berliner Ostbahnhofs eine lange Schlange – es gab Rosen. Unter den Wartenden viele Soldaten. Da rief die Blumenfrau: „Alle Soldaten zu mir! Ihr seid so wenig zu Hause, Ihr werdet vorrangig bedient!" Über die AR der guten Frau den herzlichsten Dank aller Urlauber.

Hauptmann Löffler, Naumburg





Vignetten: Arndt

Ein Dienstgrad?

Unteroffiziersschüler ist jetzt ein Dienstgrad. Wird er auch im Ausweis eingetragen – und wie ist es da mit dem Ausgang?

Unteroffiziersschüler Vielitz, Neubrandenburg

Selbstverständlich wird der Dienstgrad Unteroffiziersschüler im Dienstausweis eingetragen. Mit der Ernennung sind Sie als Soldat auf Zeit bestätigt und erhalten Ausgang wie Soldaten auf Zeit.

Modellbogen (nicht) zu verkaufen

Ich habe alle Modellbogen der Kranich-Serie gesammelt. Da ich jetzt nur noch Schiffsmodelle baue, gebe ich alle in meinem Besitz befindlichen Modellbogen für Flugzeuge, Militär- und Kraftfahrzeuge ab. Vielleicht kann ich interessierten Bastlern damit helfen.

Eberhard Hufenbach, 727 Delitzsch, Mauergasse 5 (bei Zeuke)

Übergangsgebührnisse

Welche Übergangsgebührnisse erhalten Berufssoldaten bei der Entlassung?

Stabswachtmeister Winkler, Leipzig

Nach 10 Dienstjahren erhalten Sie 3000,– MDN, nach 15 Dienstjahren 4000,– MDN und nach 20 Dienstjahren 5000,– MDN.

Vietnam-Spende

Das Reservistenkollektiv des WKK Friedrichshain überwies die Hälfte seiner Prämie von 200,– MDN, die es für ausgezeichnete Leistungen erhielt, auf das Solidaritätskonto für das um seine Freiheit kämpfende vietnamesische Volk.

Major d. R. Kühnlenz, Berlin

MBD

Es gibt doch so etwas wie einen Militärbilderdienst. Kann unser Reservistenkollektiv dort Fotos für die Wandzeitung bestellen?

Stabsmatrose d. R. Mochner, Bautzen

Das ist möglich beim Militär-Bild-Dienst der Redaktion „Wissen und Kämpfen", 1055 Berlin, Storkower Straße 158.



Unteroffizier Bechler fragt: Gibt es in unserer NVA auch die Möglichkeit von Kollektivstrafen?

Oberst Richter antwortet

Auf den ersten Blick scheint alles klar: Alle über einen Leisten scheren, ist ungerecht. Ergo verbietet das unsere sozialistische Moral! Auf den zweiten Blick ist auch das klar: Kollektivstrafen sieht unsere Disziplinarordnung nicht vor. Ergo sind sie nicht gestattet.

Aber wie war das doch: Strafe ist vor allem eine Form der Erziehung. Aber nicht jede Erziehung ist zugleich Strafe. Die meisten sind es nicht! Und das trübt manchem den Blick. Sie nennen's Strafe, obwohl's keine ist, und vergessen, daß jede Strafe an die Erfüllung bestimmter Rechtsformalitäten gemäß der Disziplinarordnung gebunden ist.
Wie ist das nun mit dem Kollektiv?
Jeder Armeeangehörige hat zum Beispiel in unseren Vorschriften festgelegte Rechte, von denen einige gewährt werden können. Manchmal aber ist es notwendig, diese Rechte summarisch einzuschränken oder gar ganz aufzuheben. Das kann zeitlich, örtlich oder für einen bestimmten Personenkreis begrenzt sein und die verschiedensten Ursachen haben – vom Gefechtsalarm über die Teilnahme an einem feierlichen Zeremoniell bis hin zu medizinischen Gründen.
Die Einschränkung von Rechten kann auch ein Mittel zur Erzwingung der militärischen Disziplin sein. Eine Zurechtweisung, aber keineswegs eine Strafe. Genausowenig wie die Gewährung dieser Rechte etwa schon eine Belobigung ist.
Das ist, wie bei einer marschierenden Kolonne, die außer Tritt geraten und vom Wege abgewichen ist: Der Kommandeur weist sie wieder auf den rechten Weg und sorgt für richtige Marschdisziplin. Da marschiert sich's gut. Wer den Gleichschritt aber als Strafe empfindet, gerät leicht in Gefahr, daß ihm einer auf die Haxen tritt.
Das allerdings schmerzt wie eine Strafe!

Oberfeldwebel Obst fragt: Wann bekommen wir Längerdienenden und die Offiziere endlich mit Unterstützung unseres Kommandeurs ein Schleppdach zum Schutze unserer Privatfahrzeuge?

Die meisten, die sich um Sicherung ihrer Kfz. gegen Wetterschäden oder Diebstahl sorgten, haben schon vorgesorgt. Den anderen möchte ich von einer Lösung jener Art schreiben, die sich in der Regel dort fand, wo sich Verstand, Herz, Verantwortungsbewußtsein und Initiative paarten und ein gangbarer Weg zu einem schützenden Dach und Zaun gefunden wurde.
Also, Genossen der Julius-Fucik-Kaserne – Oranienburg: Wie habt Ihr das gemacht mit Eurem Amateurfahrzeug-Park?
Bei Euch war die Sektion Motorsport der ASG Initiator. Was den motorisierten Zivilisten der Dienststelle gewerkschaftliches Recht war, sollte auch den Uniformierten billig werden. Ihr habt also Eurer Kritik einen Vorschlag und die Bereitschaft zur Mithilfe beigefügt. Das hat dann Euren Kommandeur überzeugt.
Dann ging's an die Arbeit nach der Devise: Verdammtnochmal, alles muß man selbst machen in diesem Staat. Das Material stammte im wesentlichen aus Abrißarbeiten und nicht plangebundenen Beständen, die Projektanten aus den eigenen Reihen; die Objekthandwerker wurden durch fachlich vorgebildete Soldaten freigehandwerkelt. Alles im Rahmen der Vorschriften!
So amateurparken heute etwa 45 Kfz. und 75 Fahrräder nachts unter Verschluß (Schlüssel bei der Torwache) und tagsüber unter den Augen des Torpostens. Den Verschluß kann man auch anders lösen: Hundert Schlüssel und die gegenseitige Kontrolle tun's auch.
Längst ist Eure Initiative aus dem Duftbereich von Benzin in den von Blumenrabatten hinübergewechselt. Ich meine Euer Besucherzentrum mit Verkaufskiosk, sonnenbeschirmten Tischen und Kinderspielplätzen, wo die Soldaten ihre Frauen und Bräute empfangen, wenn sie keinen Ausgang haben. Damit habt Ihr mit dem Kommandeur gemeinsam die Kaserne zu einer zeitweiligen Heimstadt gemacht.
Selber gemacht!

Ihr Oberst





KONSTANTIN SIMONOW





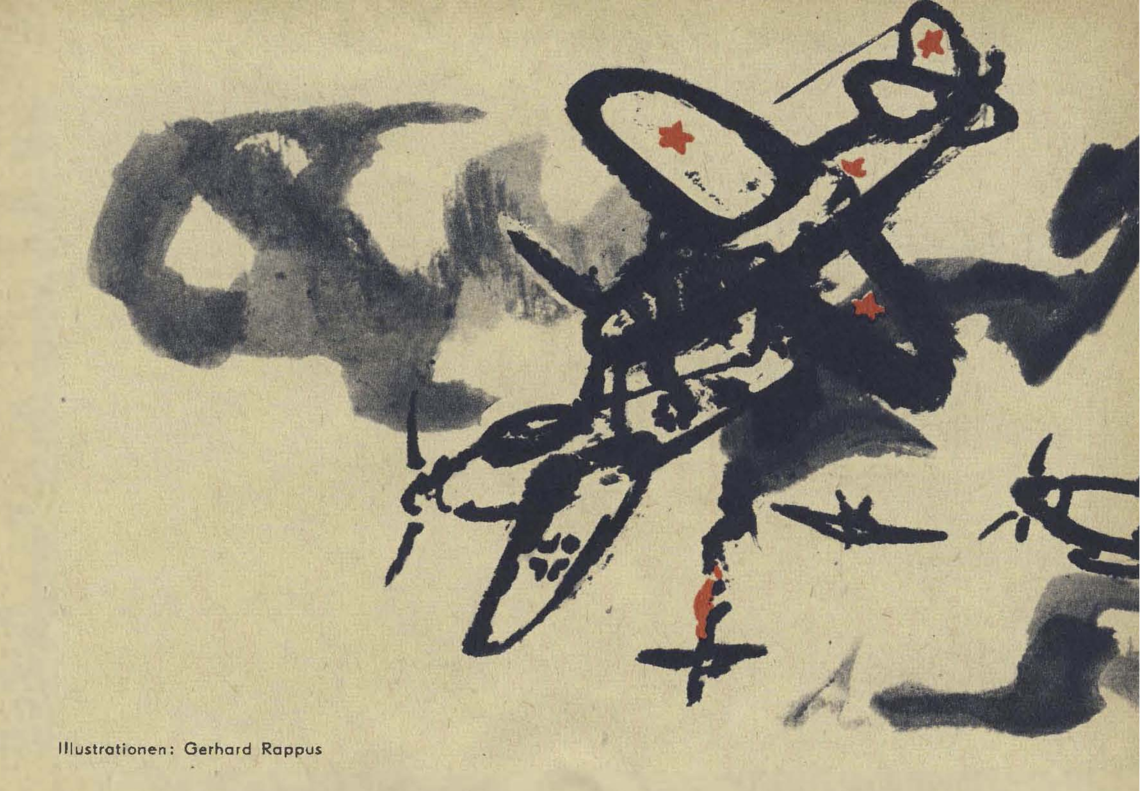
Sie begruben Hauptmann Posdnjakow am Morgen. Seine Kameraden fuhren den mit Kiefernzweigen bekränzten Sarg in einem offenen Lastwagen auf seinem letzten Weg. Dem Sarge folgten die Flieger, die um diese Stunde einsatzfrei waren, und alle, die das letzte Gefecht mit ihm geflogen waren. Auch Aljoscha Chlobystow, sein Schüler und Nachfolger, ging mit ihnen, den lokkigen Kopf trotzig gesenkt. Ein aus der benachbarten Stadt herbeordertes Blasorchester intonierte einen Trauermarsch, und als der Sarg in die Erde gelassen wurde, sahen die Piloten ohne Tränen hinterher, sie brachten aber auch kein Wort heraus.

Chlobystow stand am Grabe Posdnjakows und folgte dem Toten mit einem letzten Blick, dann sah er mit trockenen, vor Erschöpfung dunkel umränderten Augen die Kameraden an und sagte, er, Alexej Chlobystow, als Freund und Stellvertreter werde den gefallenen Genossen Posdnjakow rächen. Danach wurde eine dreifache Gewehrsalve abgefeuert, und der anwesende General warf als erster eine Handvoll Erde in das Grab.

Eine Stunde danach war Chlobystow wieder an seiner Maschine. Es war einer der ersten Frühlingstage im Hohen Norden, die Sonne neigte sich am Horizont, ging aber noch nicht unter. Die Flieger hatten 24 Stunden ununterbrochenen Bereitschaftsdienst, den sie in ihren Jagdmaschinen sitzend zubrachten. Zum Schlafen fand sich nur selten Zeit. Aber selbst in den wenigen Stunden, die eine kurze Ruhepause erlaubten, konnte Chlobystow nicht schlafen. Regungslos lag er auf seiner Pritsche und starrte schweigsam auf die verwaiste Lagerstatt seines Freundes Posdnjakow.

Er mußte oft des ersten Flugzeuges gedenken, das er je in seinem Leben nahe zu Gesicht bekommen hatte. Das war bei Moskau gewesen. Auf dem Bauplatz des Werkes, in dem er arbeitete, war plötzlich eine Maschine gelandet. Es war eine klapprige alte Kiste gewesen, aber Chlobystow, damals noch ein blutjunges Bürschlein, hatte ein seltsames Zittern und den brennenden Wunsch verspürt, sogleich in die Kabine zu steigen, etwas mit den Händen anzufassen – was, wußte er auch nicht recht – und loszufliegen. Ja, er hatte damals schon so einen ungestümen Charakter: er wollte seine Wünsche stets rasch erfüllt sehen. Und schon ein halbes Jahr später wurde er im Fliegerklub ausgebildet. Lächelnd erinnerte er sich seiner alten Lehrer und Ausbilder. Er hatte Glück gehabt: seine Vorgesetzten waren alles patente Kerle. Auch der letzte Lehrer, Hauptmann Posdnjakow, war so einer gewesen.

Vergeltung! Ja, er hatte am Grabe Posdnjakows so gesagt. Jetzt wird er die Kraft dazu finden. Er ist ja nicht mehr der grüne Junge, der am 1. Juli seine erste „Ju" abschoß und sich darüber so erregte, daß er Fieber bekam und aus der Maschine weg ins Sanitätsrevier gebracht werden mußte. Wenn er jetzt nach einem Luftkampf aus dem Flugzeug klettert, schmerzen ihm von der Anspannung Rücken und Brust, aber er regt sich nicht mehr auf. Nein, jetzt ist er ruhig und kaltblütig. Er steigt in seine grüne Maschine, und sie wird gleichsam zur Verlängerung seines Körpers, ihre Bordkanonen streben vorwärts und schlagen zu wie Fausthiebe. Ja, wenn er jetzt nicht fliegen könnte, wenn er diese Maschine nicht hätte, würde er vor Kummer fast vergehen. Eine



Illustrationen: Gerhard Rappus

gute Maschine! Ohne so einen Vogel hätte er nicht mehr leben können.
Vorigen Herbst, als er einen Gegner abgeschossen hatte, war er selbst in einem Wald niedergegangen, wobei er die Fichtenwipfel köpfte. Damals hatte es, nachdem er mit angebrochenem Brustbein ins Lazarett eingeliefert worden war, den Anschein, als falle ihm das Atmen nicht wegen der Verletzung schwer, sondern weil er in der Krankenhausatmosphäre keine Luft bekam bei dem Gedanken, daß er nicht fliegen konnte und hoch droben in freier Luft aus voller Brust atmen durfte. Die Ärzte sagten, es sei nicht an dem, aber er wußte genau, daß er im Recht war und nicht sie.
Und als sie eines Abends zu ihm kamen und sagten: „Willst du eine neue Maschine steuern lernen, Chlobystow?", da schloß er im stummen Einverständnis die Augen, denn er wagte nicht laut zu antworten; ihn quälte der Husten, und er fürchtete, wenn er loshustete, würden sie ihn noch länger im Lazarett belassen.
Ganz und gar in Binden gewickelt war er ins Lazarett gekommen, ohne Haube und ohne Fliegersachen. Als man ihm bei der Entlassung seine Fliegerkleidung brachte, befiel ihn das ungeduldige Zittern, wie er es einst empfunden hatte, als er die alte klapprige Maschine auf dem Werkgelände erblickt hatte.
Einen Monat später flog er bereits die neue Maschine, die er heute noch fliegt, mit kurzen starken Tragflächen und einer spitzen, scharfen Schnauze.
Die Sonne brach durch die Wolken und leckte mit gelber Zunge an der linken Tragfläche. Er dachte unwillkürlich daran, wie diese Tragfläche nach jenem Luftkampf ausgesehen hatte, in dem er den Gegner gerammt hatte. An Stelle des abgeschnittenen Restes hatten nur Fetzen gehangen.
Auf dem Rückflug hatten ihn die Kameraden über Funk gefragt: „Wirst du durchkommen?" Er antwortete: „Fliegt nur schon heim, habt keine Bange!" Was hätte er auch sonst sagen sollen? Er wunderte sich ja selber, wie es und daß es überhaupt noch weiterging.
Seine Bereitschaft ging zu Ende. Einige Leute traten an seine Maschine heran. Darunter war ein Mitarbeiter der Redaktion der Fliegerzeitung, ein feiner Kerl, aber eine Nervensäge. Er stellte ihm zwei weitere Korrespondenten vor.
Chlobystow war unzufrieden, und er suchte diese Unzufriedenheit nicht einmal zu verhehlen. Am liebsten hätte er geschwiegen und an die Zukunft gedacht, statt sich an die Vergangenheit zu erinnern. Aber die Korrespondenten waren Schlauberger, jedenfalls fragten sie ihn gar nicht aus, wie und in welcher Höhe er den Gegner gerammt hatte, sondern sie fingen an, von allerlei Sachen zu schwatzen, und dann erwies sich einer von ihnen gar als Landsmann Chlobystows.
Sie gingen zusammen zum Unterstand. Und als man dort denn doch auf jenen Tag zu sprechen kam, (Chlobystows Foto hatte damals in allen Zeitungen gestanden) schilderte er nur in ganz knappen Worten — wer weiß zum wievielten Male — die Situation, in der der Kampf stattgefunden hatte.
Aber die Zeitungsfritzen fielen ihm ins Wort. Nein, das wüßten sie alles schon, das brauche er



nicht mehr zu erzählen. Sie baten ihn nur, er möge sich – wenn er das könne – entsinnen, was er damals empfunden habe und wie es ihm zumute gewesen sei.
Da stemmte er den Ellenbogen auf und vergrub den Kopf in den Händen. Ja, was hatte er denn eigentlich gefühlt? Wie war das gewesen?
Es war ein ruhiger Tag gewesen, und er war ziemlich müde. Ja, natürlich, er war sehr müde gewesen. Anfangs waren sie zu zweit aufgestiegen, er hatte mit Posdnjakow einen Erkundungsflug unternommen, dann hatten sie einen Kampfeinsatz geflogen und danach war seine Maschine erneut startklar gemacht worden. Er hatte dabei gestanden, obwohl er lieber ein Stündchen geschlafen hätte, aber sie mußten ja bald wieder zum Einsatz starten. Er hörte, wie das Benzin gluckernd in den Tank lief. An dem Geglucker erkannte er, wieviel bereits eingefüllt worden war. In fünf Minuten würde er also bereits wieder losfliegen.
Da war der Kommandeur an ihn herangetreten und hatte ihm das Parteidokument überreicht. Gerade die Tatsache, daß alles so einfach und unpathetisch wirkte, daß nur der Kommandeur und er bei der Maschine standen, und daß nebenan das Benzin gluckerte und ihn an den nahen Start gemahnte, gerade das machte ihm das ganze Ereignis so feierlich.
Er war aufgeregt und etwas heiser, als er dem Kommandeur erklärte, er werde nicht mit Worten, sondern mit Taten Bolschewik sein, und er dachte bei sich, daß er nicht nur auf der Erde, sondern auch in der Luft danach handeln werde. In diesem Augenblick glühte eine Leuchtrakete auf, und er konnte nichts weiter sagen. Worte waren wohl auch nicht mehr nötig.
So stiegen sie zum Luftkampf auf. Posdnjakow, er und noch vier andere Burschen, noch blutjung, jeder von den vier hatte erst zwei, drei Gefechte hinter sich.
Seine erste Gefühlsregung, als er die 28 feindlichen Flugzeuge entdeckte, ist ihm sehr gut in Erinnerung geblieben. Da war zuerst der Gedanke, daß Murmansk gefährdet sei. Daß es 28 Gegner waren, kam ihm erst später zu Bewußtsein. Das war nicht eigentlich schrecklich, aber es stand ernst, sehr ernst um sie.
„Sieh mal, wie viele gegen uns anrücken!" sagte er über Funk zu Posdnjakow, und bald darauf vernahm er dessen Stimme in den Kopfhörern: „Gib acht auf die Jungen, ich gehe auf Angriff."
Einen Moment später waren sie schon mitten im Gefecht. Da fand er schon keine Zeit mehr zum Denken, weil er um die Neuen bangte und deren Hecks durch Kunstflug und andere Manöver dekken mußte.
Von unten tauchte plötzlich eine „Messerschmidt 110" auf. Die Vorteile seiner Lage nützend, verfolgte Chlobystow die feindliche Maschine. Er konnte den Kopf des deutschen Piloten und den Fächer irrender Kugeln gut sehen. Der Abstand zwischen ihnen verringerte sich mehr und mehr. Beide Maschinen befanden sich nun über einer Waldlichtung, weiter vorn war ein Hügel zu sehen.
Gerade in dem Moment, als ihn der Wunsch erfüllte, angesichts des Berges den Steuerknüppel an sich zu drücken und die Maschine hochzureißen, gerade in dieser Sekunde beschloß er zu rammen.
Für den Bruchteil einer Sekunde schaute er sich um. Weiter hinten kamen noch drei Me 110 geflogen. Und plötzlich – vielleicht weil der vordere Feind so nahe, weil sein Heck mit dem schwarzen Balkenkreuz so dicht zu sehen war und weil der Abstand so genau und greifbar schien – jedenfalls dachte er präzise und kaltblütig daran, daß er jetzt etwas weiter hinten und weiter rechts fliegen müsse, dann würde er die linke Tragfläche anheben und mit ihrer Spitze das Heck der Feindmaschine treffen.
Das war ein unwiderstehliches Verlangen, gepaart mit der Geschwindigkeit der gehorsamen Maschine. Und es gab einen kurzen, heftigen Zusammenstoß. Die feindliche Maschine bohrte sich in den Berg, und Chlobystow gewann Höhe. Daß seine linke Tragfläche jetzt kürzer war als die rechte, und daß ihr die Spitze fehlte, erschien auf den ersten Blick seltsam. Die ganze Tragfläche war nun etwas nach oben gebogen, das merkte er gleich. In diesem Augenblick vernahm er die Stimme des Kommandeurs Posdnjakow zum letzten Male.
„Einer abgeschossen!" klang Posdnjakows Stimme heiser und feierlich zugleich in den Kopfhörern.
Aber die Maschine gehorchte ihm weniger willig, und Chlobystow empfand sie nicht mehr so recht als Fortsetzung seiner Arme und Beine.
Chlobystow sah, wie Posdnjakow direkt die deutsche Leitmaschine angriff. Später, bereits auf der Erde, begriff Chlobystow, daß Posdnjakow – und

sei es um den Preis seines Lebens – wenigstens den deutschen Kommodore abschießen und so den Verband des Gegners zerstreuen wollte. Aber noch konnte Chlobystow überhaupt nichts denken, weil beide Jagdflugzeuge in schrecklichem Tempo aufeinander zusteuerten: der Gegner wollte nicht beidrehen, und so prallten dieser und Posdnjakow aufeinander, mit den Tragflächen ineinander gebohrt. Chlobystow wußte, daß er nun den Kommandeur ersetzen müsse. Posdnjakow war nicht mehr und würde nie mehr sein, aber er, Chlobystow, mußte diesen Kampf allein austragen und durchstehen.
„Alles hört auf mein Kommando, gab er mit blutleeren, schier ausgedörrten Lippen über Funk bekannt. „Gehe zum Angriff vor, gebt mir Deckung."

Manfred Weinert:

SONGKOI

Heimfahrt auf dem stillen Fluß,
heißt das Foto an der Wand:
Über Dattelpalmen weht der Wind
einen Abend in das Land.
Letzte Sonnenfinger streu'n ihr Rot
über Deich und Ufersand,
über Boote voller Last,
über Hände, ledern fast.
Telegrafenzeilen
über weite Wiesen eilen.
Und das Land schmiegt sich im Kuß
liebend an den roten Fluß.

Heimfahrt auf dem stillen Fluß? –
Nichts ist mehr am Songkoi still!
Über Dattelpalmen dröhnt im Wind
Bombengeier Mordgebrüll.
Eisenhagel tötet jedes Sein,
das im Licht gedeihen will,
raubt der Boote teures Gut
und der Rud'rer warmes Blut.
Telegrafenzeilen
stürzen, statt ins Land zu eilen. –
Doch es wehrt sich Schuß auf Schuß
dieses Volk vom roten Fluß.

Ausfahrt auf dem dunklen Fluß.
Die Gefahr ist nicht gebannt.
Über Dattelpalmen hält die Nacht
schützend ihre schwarze Hand.
Die dem Deich geschlagnen Wunden
schließen große Säcke Sand.
Und der Felder Erntegut
retten Boote durch die Flut.
Telegrafenzeilen
wieder über Wiesen eilen.
Was am Tage niederbricht,
nachts sich kühn erheben muß,
bis die Heimfahrt möglich ist
auf dem s t i l l e n , roten Fluß!

Er hatte die beiden Messerschmitts, die ihn angreifen wollten, bereits bemerkt. Wieder wurden seine Gedanken im Bruchteil einer Sekunde von kalter Berechnung abgelöst. Er bedachte alles genau. Als der rechte feindliche Pilot beidrehte, stieß er seine beschädigte Tragfläche dem linken Gegner in die Seite.
Es gab einen heftigen Stoß, er verlor die Macht über seine Maschine, wurde nach unten gezogen, hinter dem Feind her, der abtrudelte. Doch in diesem Augenblick, als er selbst abzutrudeln begann und instinktiv dagegen ankämpfte, begriff, nein, fühlte er, daß seine Maschine noch leidlich heil war, und daß er sie retten würde.
Die hinzueilenden Leute, ein Stückchen Tragfläche, der Kommandeur, der ihn fast umarmte – all das hatte sich dann schon in seinem Kopf gedreht, der von einer schrecklichen, unmenschlichen Erschöpfung nahezu erdrückt wurde.
Chlobystow saß am Tisch und sah, den Kopf auf die Arme gestützt, die ihm gegenüber sitzenden Reporter aufmerksam an. Er erinnerte sich recht gut an das, was ihn in jenem Gefecht bewegt hatte. Vieles war ihm durch den Sinn gegangen . . .
Die Tür des Unterstandes ging auf. Einer der Kameraden von der Bereitschaft trat ein, es war wohl ein Neuer, denn er fragte nach dem freien Bett. Chlobystow zögerte und wies dann mit einer bedächtigen Handbewegung auf Posdnjakows Pritsche neben seinem Lager.
„Die da", sagte er nach kurzem Schweigen und fügte dann hinzu: „Ist ganz frei."



. . . In einer Polarnacht verließen die Korrespondenten (der eine von ihnen war ich) den Hohen Norden. „Hat Chlobystow heute Dienst?" fragten wir, als wir uns vom Kommandeur verabschiedeten. Der Kommandeur verneinte. „Er ist nicht mehr hier, ist im Lazarett. Gestern hat er die dritte Feindmaschine gerammt und mußte abspringen. Er war gestern vom Pech verfolgt: Gleich zu Beginn des Luftkampfes wurde er durch Bordfeuer am Arm und an den Beinen verwundet, und so entschloß er sich zu rammen, weil er fühlte, daß er nicht lange würde kämpfen können."
„Hätte er nicht einfach abdrehen und zurückkehren können?"
„Ich weiß nicht", sagte der Kommandeur, „ich weiß wirklich nicht. Na, er wird ja bald wieder gesund sein, dann können wir ihn danach fragen. Sicherlich wird er sagen, er habe das nicht gekonnt. Ist nun mal sein Charakter: Er kann es einfach nicht mit ansehen, wenn ein Feind lebend davonkommt."
Ich erinnerte mich an Chlobystows Gesicht in der Kanzel seines Flugzeuges. Sah den widerspenstigen Haarschopf, denn er flog ohne Haube, und seine kecken, hellen, wagemutigen jungen Augen. Und da begriff ich, daß er einer von denen war, die wohl irren und mitunter Unnötiges riskieren können, die aber ein Herz besitzen, wie man es in Rußland findet, ein frohes und unbeugsames russisches Herz.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer

Rollende Tankstelle



Die Tür zum Führerhaus des G5-Tankwagens wird aufgerissen.
„Genosse Bodenhaupt! – Genosse Bodenhaupt!" Der Soldat, der mit angezogenen Beinen auf den Polstersitzen liegt und sich in Decken gehüllt hat, rührt sich nicht.
„Soldat Bodenhaupt!" ruft Feldwebel Weber, der Transportzugführer, nochmal laut und zieht den Schlafenden am Fuß. Endlich, er bewegt sich. Erschrocken fährt er herum und wirft die Decken von sich: „Was ist denn los? Wie spät ist es denn?"
„Es geht auf 22 Uhr. Sie müssen sofort ins zweite Bataillon fahren, Genosse Bodenhaupt, und dort den Marsch mitmachen. Beeilen Sie sich, um 24 Uhr ist Marschbereitschaft befohlen. Sehen Sie sich beim Kompaniechef auf der Karte den Marschweg genau an."
Lahm in den Gliedern klettert der Soldat hinaus. Stockdunkle Nacht, dichter Nieselregen und feuchte Kälte empfangen ihn.
„Brrr!" schüttelt er sich. „Und das bei diesem Sauwetter! Wo ist denn der Kompaniechef?"
„Vorne auf seinem Fahrzeug."
Soldat Artur Bodenhaupt stolpert den dunklen Waldweg entlang, auf dem die Fahrzeuge der Transportkompanie abgestellt sind. Schon seit zwei Tagen befindet sich die Kompanie im Gelände. Truppenübung. Zum Schlafen war wenig Zeit, eigentlich war Soldat Bodenhaupt erst heute abend richtig dazugekommen. Entweder war er mit der Kompanie auf dem Marsch, oder er mußte in irgendeiner Einheit Fahrzeuge auftanken. Wie hatte er sich gefreut, als er sich endlich hinlegen konnte. Aber Pustekuchen, nur knapp zwei Stunden ließ man ihn ruhen. Nun muß er erneut losfahren.
Das ist sein Los als Tankwart und Tankwagenfahrer in einer Person: Wenn die anderen ruhen oder rasten, muß er auf den Beinen, besser gesagt auf Achse sein.
Im zweiten Bataillon empfängt ihn Oberleutnant Vick, der Bataillons-TA, Offizier für technische Ausrüstung:
„Es wird Zeit, daß Sie endlich da sind. Haben Sie Vergaser oder Diesel?"
„VK", antwortet Soldat Bodenhaupt.
„Prima! Einige SPW müssen aufgetankt werden. Ich fahre gleich mit zu den Kompanien."
„Haben wir noch genug Zeit dazu?"
„Natürlich, um 24 Uhr ist Marschbereitschaft. Aber wir fahren bestimmt erst später los. Den genauen Zeitpunkt werde ich noch rechtzeitig erfahren."
So schlägt Soldat Bodenhaupt um die Mitternachtsstunde mitten im Walde seine rollende Tankstelle auf und füttert die Tausende hungrigen PS mit dem nötigen Lebenssaft.
Die Uhrzeiger rücken bereits auf die dritte Stunde des neuen Tages vor, als die Kolonne endlich anfährt. Langsam schiebt sich die Fahrzeugschlange aus dem Wald heraus und erreicht bald die Landstraße.
Fahren, immer fahren. In der Kolonne, das ist für jeden Kraftfahrer sowieso ein Greuel. Dazu noch in stockdunkler Regennacht.
Anfangs ist Soldat Bodenhaupt noch recht munter. In gewohnt sicherer Weise nimmt er das Gas weg, kuppelt, schaltet. Aber mit jedem neuen Kilometer zerrt die Müdigkeit mehr und mehr an seinen Lidern. Wenn

▲ **„Langsam schütten, der Tank ist bald voll!" Ihr SPW scheint besonders hungrig zu sein.**





Auch ein Kanistertankwagen muß mal tanken. Hier nimmt Soldat Manz bei Soldat Bodenhaupt eine „Anleihe" auf. Mit der Kanisterfüllmaschine werden vier Kanister gleichzeitig gefüllt. ◄

► „Der Tankwagen ist da!" Wie ein Lauffeuer spricht es sich kurz vor Beginn der Gefechtshandlungen unter den Kraftfahrern herum. Leere Kanister gegen volle, das Tauschgeschäft blüht.



wenigstens ein Beifahrer neben ihm säße, mit dem er ein paar Worte wechseln könnte, aber alleine . . .
Auf dem Nachbarsitz liegt der Beutel mit der Frühverpflegung, die gestern abend noch ausgegeben wurde. Ab und zu greift der Tankwagenfahrer hinüber und steckt sich einen Eukalyptusbonbon in den Mund. Auch der hält wach. Zwischendurch pfeift er einen Schlager: „Ich such' mir meinen Bräutigam . . ."
Bei dem Lied fällt ihm seine Braut ein. ‚Die hat's gut, wird jetzt noch schlafen. In wenigen Wochen werden wir heiraten. Da gibt's Sonderurlaub, bis zu fünf Tagen. Die werde ich natürlich alle beantragen, ist doch klar! Der Kompaniechef hat nichts dagegen. Wenn nichts dazwischenkommt, hat er allerdings dazugesagt. Hoffentlich nicht!'
Der vor ihm fahrende Sankra blinkt. Achtung! Aha, eine Rast. Endlich! Wird ja auch Zeit nach der langen Kolonnenfahrt. Inzwischen ist es

Der Entfaltungsabschnitt ist erreicht. Die Fahrzeugkolonne der Rückwärtigen Dienste mit den Tankwagen muß warten, damit die Einheiten ihre Bereitstellungsräume beziehen können. ▼

hell geworden, der Regen hat aufgehört. Wie spät ist es? Halb sieben, noch früh am Tage.
Soldat Bodenhaupt steigt aus und macht seine gewohnte „technische Runde“ um das Fahrzeug. Sie ist ihm schon in Fleisch und Blut übergegangen. Getriebe, Radnaben, Bremstrommeln? Alles noch in Ordnung. Nur Kühlwasser muß er nachfüllen.
Gerade will er sich einen Bissen Brot holen, da kommt ein Regulierer auf dem Krad angepprescht.
„Tankwagen nach vorn! Gefechtsfahrzeuge auftanken! Befehl des Kommandeurs!“
Damit hatte der Tankwart bereits gerechnet. Immer gibt es Nachzügler, die nicht rechtzeitig genügend Kraftstoff tanken. Diese Schlafmützen! Dann soll es aber husch-husch gehen!
„Geht klar!“ antwortet er und fährt dem Regulierer hinterher.
Die Kolonne rollt bald weiter. Dörfer und Städte bleiben zurück. Es geht schon auf Mittag, als das Bataillon im Entfaltungsabschnitt ankommt. An der Einfahrt zum Übungsgelände entsteht Gedränge. Auch andere Einheiten rollen auf den Platz. Ein Offizier weist das zweite Bataillon in seinen Bereitstellungsraum ein. Panzer, SPW, Pak und Granatwerfer erhalten Vorfahrt. Soldat Bodenhaupt muß mit seinem Tankwagen aus der Kolonne ausscheren. Wartend steht er an der rechten Straßenseite. Wohin mag das Bataillon fahren? Wird er es wieder finden?
Nach einer Viertelstunde prescht ein P 3 heran. Oberleutnant Vick, der Bataillons-TA.
„Wo bleiben Sie denn? Wir wollen vor dem Angriff nochmal auftanken!“
„Ich mußte ausscheren . . .“ will sich der Soldat entschuldigen. Wofür eigentlich?
„Schon gut. Kommen Sie, fahren Sie mir nach!“
Über sandige Feldwege und ausgefahrene Panzerstraßen führt der Weg in ein Wäldchen, den Bereitstellungsraum des Bataillons. Zwischen Bäumen und Sträuchern versteckt lauern Soldaten und Fahrzeuge auf den Angriffsbeginn.
„Los, es ist nicht mehr viel Zeit. Auftanken, wo es nötig ist!“ Der Kommandeur hat's eilig.
Flink klappt Soldat Bodenhaupt die Seitenplanken herunter und nimmt den Schlauch mit der Zapfpistole heraus. Der erste SPW kommt schon aus seiner Deckung herausgefahren, der Fahrer übernimmt die Pistole.
„Moment, erst die Pumpe einschalten!“ Damit verschwindet der Tankwart im Führerhaus. Die Pumpe beginnt zu arbeiten. Der Kraftstoff fließt. Der hungrige Bauch des SPW füllt sich. „Halt!“ ruft der SPW-Fahrer, als er genug hat.
60 Liter, 80 Liter, 50 Liter . . . Soldat Bodenhaupt notiert sich sorgfältig die von den einzelnen Fahrzeugen getankten Kraftstoffmengen.
Nach einer knappen Stunde sind alle Gefechtsfahrzeuge versorgt. Frisch getarnt stehen sie wieder in ihren Deckungen.
Der Oberleutnant drängelt:
„Nun aber weg! Die Abrechnung machen wir hinten!“
Soldat Bodenhaupt hat den Schlauch wieder eingeholt und die Seitenplanken geschlossen. Seine rollende Tankstelle verschwindet im Hinterland und geht unter einer Kieferngruppe in Deckung.
Währenddessen klingt vorne der Gefechtslärm auf. Maschinengewehre hämmern, Maschinenpistolen knattern, Granatwerfer blubbern, Kanonen bellen. Gleichzeitig stimmen Tausende PS in das Konzert mit ein.
„Endlich mal ein bißchen Ruhe“, stöhnt Soldat Bodenhaupt nach der Abrechnung mit dem TA und legt sich in das Führerhaus. Er weiß jedoch jetzt schon, daß er in ein, zwei Stunden wieder gerufen werden wird.

Oberstleutnant Rolf Dressel

Unterfeldwebel Manfred Bösel, Tankwart und Kfz.-Gruppenführer, sammelt Autogramme. Trotz aller Eile, aber seine Abrechnung muß am Ende stimmen. ▼





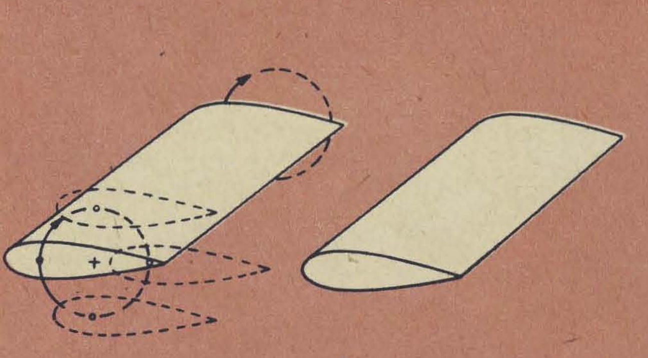
HORST BARABAS

Das FLUGAUTO in Sicht?

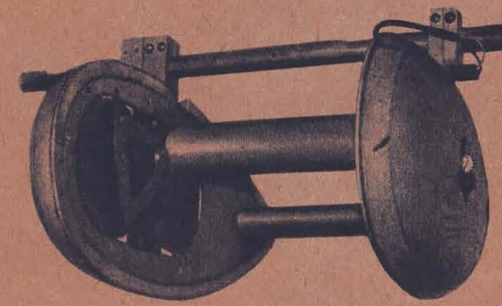
Kennen Sie den Vater der neuartigen Flugautos, der Flugschlitten und der Flugboote mit Well-Antrieb? Was, nie etwas davon gehört? – So ging es auch uns, bis wir eine kleine Notiz in der Tagespresse fanden, die auf den Aerodynamiker Dr.-Ing. Wilhelm SCHMIDT in Dresden und seine Erfindung aufmerksam machte. Seit mehr als 20 Jahren hat dieser weit über die Grenzen unserer Republik hinaus bekannte Fachmann ein sehr ernsthaftes Hobby. Er knobelt an einer neuen Antriebstechnik. Seine Zähigkeit und die vielen tausend Stunden mühevoller experimenteller Versuche wurden belohnt. Sie bestätigten die theoretischen Berechnungen. Dr.-Ing. Schmidt erfand, errechnete und erprobte den neuen Antrieb – seinen Wellpropeller!

Wellpropeller? Sofort verbindet man damit die bekannten Vorstellungen von einer Luftschraube. Doch weit gefehlt. Der Wellpropeller unterscheidet sich nicht nur konstruktiv völlig von seinem bekannten Namensvetter, er kann auch weit mehr. Wie gewünscht, erzeugt er Vortrieb und Auftrieb. Und das mit einem im großen Windkanal des Instituts für Leichtbau nachgewiesenen Wirkungsgrad, der in besonderen Fällen die Leistungen der Schiffsschraube und Luftschraube weit übertrifft. Das Grundprinzip der neuen Antriebsart ist der Flügelschlag in Verbindung mit der Wellenenergie. Zwei hintereinander angeordnete Flügel sind die Hauptbestandteile des Wellpropellers. Dr. Schmidts theoretische Berechnungen und die konstruktiven Formen der Erfindung bedeuten Neuland. Sein Schlagflügelantrieb, den er Wellpropeller nennt, besteht aus einem rotierend auf und ab bewegten Schlagflügel und einem festen Nachflügel (Abbildungen 1 und 2).

Die Antriebskraft, die den rotierenden „Weller" wie ein die horizontale Lage nicht veränderndes Fahrradpedal in Bewegung versetzt, wird in Vortriebskraft umgewandelt. Bei dieser rotierenden Bewegung strömt ein beträchtlicher Anteil der aufgewendeten Wellenenergie mit der gewellten Strömung nutzlos nach hinten ab. Erst die Anordnung des starren Nachflügels oder „Entwellers" garantiert, daß sie erfaßt und ebenfalls in Vortriebsenergie umgewandelt wird. Soll nicht nur Vortrieb sondern auch Auftrieb erzeugt werden,



Wellpropeller, bestehend aus rotierend auf und ab bewegtem Weller und festem Entweller.



Der erste Wellpropeller der Welt am Rundlauf.

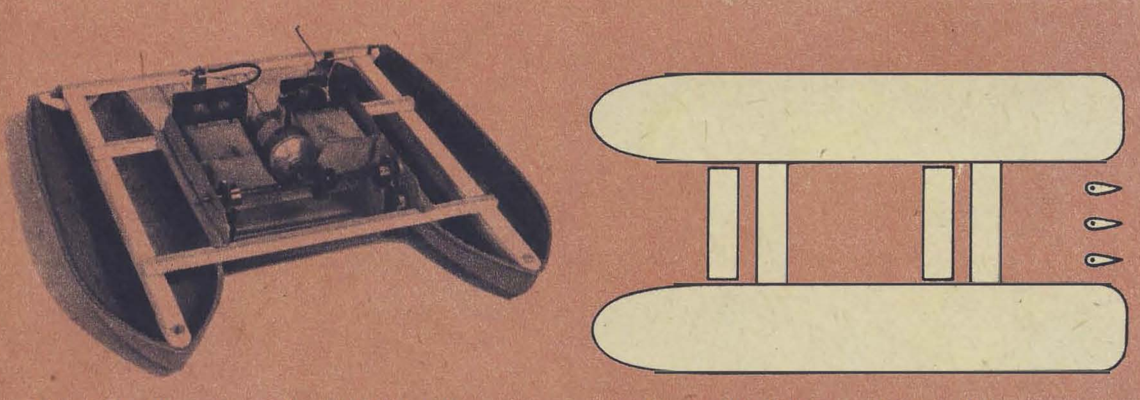
So etwa könnte im Jahre 19 . . ein Schützenpanzerwagen mit Well-Antrieb aussehen. Unser Zeichner Hans Räde „entwarf" das Fahrzeug, um damit die militärtechnische Bedeutung des neuartigen Antriebes zu unterstreichen.

so genügt es, den ungewöhnlich dicken Weller zu verstellen.

Da es bei diesem Antrieb keine sich hin und her bewegenden Teile gibt, sondern nur eine reine Drehbewegung, kann eine bis dato nicht mögliche hohe Schlagfrequenz erreicht werden.

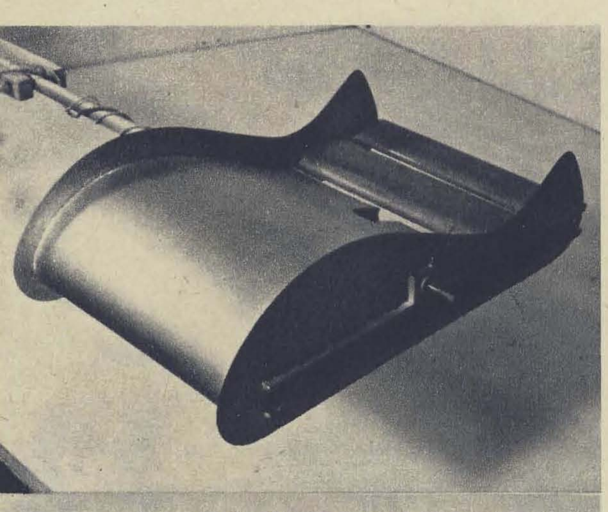
Als Dr. Schmidt uns seine Flug- und Fahrmodelle vorführte, und wir uns von der unwahrscheinlichen neuen Antriebs- und Auftriebsart überzeugten, waren wir über die im Grunde einfache Lösung verblüfft. Hier eröffnet sich ein so vielseitiges Gebiet der neuen Formgebung und des universellen Antriebes, daß es schwer fällt, die zukünftigen Auswirkungen zu übersehen.

Die praktische Realisierung dieser Erfindung, die übrigens schon in vielen Staaten des sozialistischen und kapitalistischen Auslandes patentrechtlich geschützt ist, wird den Traum vom flie-

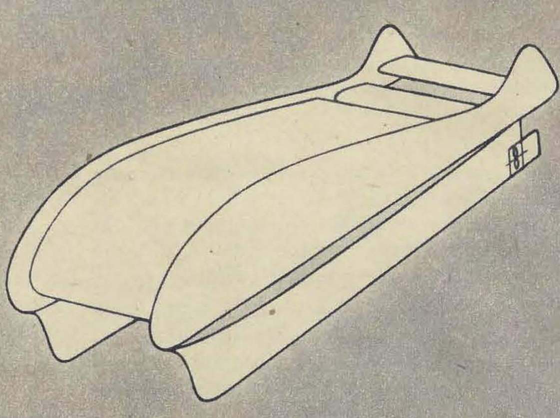


Modell eines Katamaranschiffes mit Well-Antrieb.

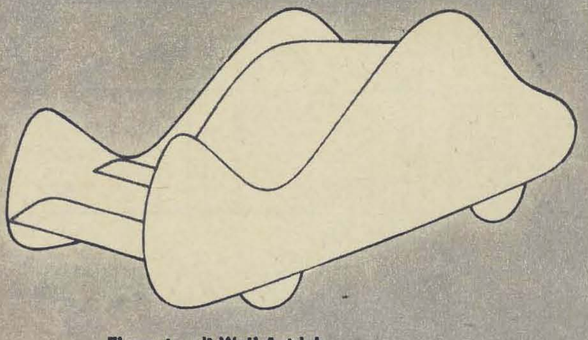
Katamaran mit 2 Unterwasser-Wellpropellern.



Der erste Fahrzeugkörper mit Well-Antrieb wird am Rundlauf erprobt.



Katamaranflugboot mit Uberwassertragfläche und Uberwasser-Well-Antrieb.



Flugauto mit Well-Antrieb.

genden Auto oder Boot verwirklichen. Die Ultraleichtbauweise plus Wellpropeller können auf dem Gebiete der Fortbewegungsmittel eine Revolution hervorrufen. Auf dem 6. Europäischen Luftfahrtkongreß in München 1965, gehörte der Vortrag über den Wellpropeller zu den am stärksten besuchten Veranstaltungen. Fachzeitschriften schrieben zu dieser Erfindung, daß sie von außergewöhnlicher Bedeutung ist, wenn man sich vor Augen führt, welche Möglichkeiten sich aus der Ausnutzung der Eigenart einer „gewellten" Strömung ergeben. Es ist nur zu hoffen, daß die Praxis dieser technischen Neuerung den Versuchen bald folgen möge.

Faßt man die Vorteile des Well-Antriebes zusammen, so ergeben sich folgende Fakten: Erhöhung des Wirkungsgrades, Leichtbauweise des Tragkörpers und des Antriebes, Befahrbarkeit flacher Gewässer sowie Steigerung des Tragflächenauftriebes und damit eine Verkürzung der Start- und Landestrecken. Am augenscheinlichsten sind die Vorteile beim Bau eines Katamaranbootes mit Wellpropeller. Dabei kann der Antrieb sowohl unter Wasser (Abbildungen 3 und 4), als auch oberhalb der Wasserfläche angeordnet werden, wie die Abbildungen 5 und 6 zeigen. Über den Schwimmkörpern liegt die als Kabine ausgerüstete Tragfläche mit nachgeordnetem Well-Antrieb. Da der Wellpropeller sich in die Breite erstreckt und nicht, wie die Schraube, in die Tiefe, ist die Erschließung und Befahrbarkeit vieler flacher Gewässer möglich. Nicht unerwähnt soll dabei bleiben, daß durch diesen Antrieb kein Flußbett aufgewühlt und keine Uferbefestigung beschädigt wird und somit die kostspieligen Instandsetzungs- und Baggerarbeiten wegfallen.

Das Flugauto mit Well-Antrieb (Abb. 7) zeigt, daß im Gegensatz zum Flugzeug in völlig neuen Dimensionen gedacht werden muß. Das künftige Flugauto ist mit normalem Fahrantrieb für den Straßenverkehr ausgerüstet. Bei steigender Geschwindigkeit und Umschaltung auf den Wellpropeller wird es sich vom Boden erheben. Es ist nicht, wie die schon bekannten Luftkissenfahrzeuge, auf ein Luftpolster angewiesen, sondern kann die Flughöhe durch die Schlagfrequenz bestimmen. Die hydraulische Verstellbarkeit des Wellers ermöglicht den Start, den Flug und die Landung des Flugautos, Flugschlittens oder Flugbootes.

Die Erfindung Dr. Schmidts steckt heute noch im Anfangs- und Modellstadium. Die theoretischen Berechnungen und die Windkanal- und Modellversuche ließen aber die internationale Fachwelt aufhorchen.

Es sollte nicht nur das Ziel sein, das neue Antriebsverfahren im Ausland patentrechtlich schützen zu lassen, sondern ihm auch zum Durchbruch zu verhelfen. Ohne Zweifel ist der Wellpropeller auch militärisch und nicht nur für den zivilen Bedarf von außerordentlichem Interesse!



Bonner Pitaval

Von Major H. HUTH

Als Francois Gayot de Pitaval vor mehr als 200 Jahren eine Sammlung merkwürdiger Rechtsfälle veröffentlichte, hatte er mehr als 100 Jahre französischer Justizgeschichte durchforscht. In unseren Tagen könnte er mit weniger als drei Jahren westdeutscher Justizgeschichte eine ganze Bibliothek füllen.

Da ließ 1945 der NSDAP-Kreisleiter Winkler den Volkssturmmann Paul Hönig ohne Gerichtsurteil auf dem Marktplatz erhängen, weil der abfällig über den Volkssturm gesprochen hatte. Das Schwurgericht zu Lüneburg aber spricht 20 Jahre danach Winkler mit der Begründung frei: „Es galt zu prüfen, ob es Mord war. Das wäre der Fall gewesen, wenn die Tötung grausam gewesen wäre. Sie war nicht grausam, denn man hat sich beeilt, den Volkssturmmann zu töten. Als der Strick riß, hat man ihn auch sofort erschossen und nicht lange warten lassen."

Da wurde im Jahre 1944 der deutsche Blockadebrecher „Rio Grande" von der Besatzung selbst versenkt. Während sie in den Rettungsbooten drei Hochrufe auf das sinkende Schiff ausbrachten und den winselnden Bordhund beruhigend kraulten, schrie in einer verschlossenen Kajüte das Besatzungsmitglied Poweleit in Todesfurcht. Er war beim Uhrenschmuggel erwischt worden. Den Festgesetzten im Falle einer drohenden Gefangennahme mit dem Schiff absaufen zu lassen, hatte der Marineattaché an der deutschen Botschaft zu Tokio, Admiral Wennecker, befohlen. Im Prozeß gegen den Admiral a. D. anno 1966 in Hamburg aber kann die Verteidigung erklären: ‚Der Blockadebrecherkrieg trug die höchste Geheimnisstufe; selbst der kleinste Maschinenreiniger war für den Feind ein interessanter Geheimnisträger; ergo habe bei Poweleit die Gefahr des Geheimnisverrats bestanden, ergo sei die Tötung militärisch notwendig gewesen.' Und das Gericht argumentierte: ‚Der Tod durch Ertrinken, der Seemannstod, ist in den Augen eines Admirals ein angemessener Tod; es liege also kein Mord vor, sondern höchstens Totschlag; Totschlag aber sei verjährt.' Entlastet! Entlassen!

Da erlebte einst ein Major Remer in knapp neun Monaten einen kometenhaften Höhenflug zum General, weil er mit seinem „Wachbataillon Großdeutschland" im Juli 1944 den Offiziersputsch liquidierte und u. a. auch Oberst Stauffenberg erschießen ließ. 20 Jahre später wird der Exgeneralmajor in Lüneburg trotz wiederholter schwerer Urkundenfälschung und Unterschlagung zu ganzen sechs Monaten Gefängnis verurteilt — er habe „sich ja im Kriege bewährt".

So geschehen in Hamburg und Lüneburg — ja, eine feste Burg ist ihre Justiz, und Pitaval könnte heute Bibliotheken mit Fällen füllen. Hier soll nur einiges zu einem Kardinalfall beigesteuert werden, zum „Fall rot", der vor genau 25 Jahren mit dem Überfall auf die Sowjetunion begann. Wie gehen die Gerichte drüben ins Gericht mit den Taten und dem Geist des „Falles rot?" — das sei die Frage.

Ein Verbrechen

„Kessel anheizen! Schiff klarmachen zum Auslaufen!" heißt es auf einem kleinen Kriegsschiff. Doch der Matrosengefreite Süß begehrt auf: „Der Alte soll allein anzünden, er kann mir keine Befehle mehr erteilen!"

Man schreibt den 7. Mai 1945. Auf dem Reichstag in Berlin weht seit Tagen die rote Fahne. Am Vortag ist in Lüneburg bei Montgomery die Teilkapitulation für Norddeutschland unterzeichnet worden, die es u. a. deutschen Militärgerichten verbietet, über zwei Monate Gefängnis zu verhängen. Ebenfalls am Vortag wurde Flensburg von den Engländern besetzt. Nur in Flensburg-Mürwik schaltet und waltet noch die „Regierung" Dönitz.

Am 9. Mai verlangt der Gefreite Süß mehrfach eine Urlaubskarte. Als sie ihm verweigert wird, knallt er die Tür hinter sich zu.

In Berlin-Karlshorst ist bereits die bedingungslose Gesamtkapitulation unterzeichnet worden. „Krieg kaputt!" Dennoch verhandelt ein Marinekriegsgericht am 10. Mai in Flensburg-Mürwik

gegen Süß: Todesurteil! Wegen „Wehrkraftzersetzung durch Untergrabung der Manneszucht!" Süß schreibt ein Gnadengesuch: Meine Frau ist hochschwanger im Osten zurückgeblieben, zwei Brüder sind gefallen, zwei vermißt, ich bin der einzige noch lebende Sohn . . .

So liest es auch der Gerichtsherr, der Befehlshaber des Ausbildungsverbandes, Vizeadmiral Rogge. Rogge bestätigt dennoch das Urteil, Rogge lehnt dennoch einen Gnadenerweis ab, Rogge ordnet dennoch die Vollstreckung an. Am 11. Mai wird Süß auf dem Schießplatz erschossen, seine Leiche verscharrt. Die Familie Süß zählt fortan drei vermißte Söhne, bis 1952.

Am 25. März 1952 werden die Gebeine des Gefreiten Süß ausgegraben. Das kommt auch dem Vater zu Ohren. „Weshalb wurde mein Sohn, Johann Süß, erschossen?" fragt er in Flensburg an. Die Antwort ist lakonisch: „Ihr Sohn wurde seinerzeit (!) auf Grund eines rechtskräftigen Urteils erschossen!" Seinerzeit! Das Datum 11. Mai 1945 wird verschwiegen. Der es verschweigt, ist ein Staatsanwalt (!) und speziell mit der Sichtung der Marinekriegsgerichtsakten betraut. Er sichtet weiter und — damit hat sich der Fall.

Zwölf Jahre vergehen, Jahre, in denen Rogge Admiral der Bundeswehr wird, von Lübke zum 65. als „untadeliger tapferer Seeoffizier" gefeiert wird und schließlich als „Held der blauen Jungs" in den Ruhestand geht.

1965 kommt es endlich zu einem Ermittlungsverfahren. Der Vater des Gefreiten Süß muß hinter das ominöse „seinerzeit" gekommen sein und hat Strafantrag gestellt. Das Fernsehen will den „Fall Rogge" aufgreifen. Ein Bundeswehrpresseoffizier aus Kiel läuft Sturm und die Sendung nie über den Bildschirm. Dafür winden einige Zeitungen dem „alten Kameraden" Rogge den Jungfernkranz. An den Minister für Justiz gerichtet, heißt es: „Auch weiß der Herr Minister, daß es Rogge nicht um . . . eine sinnlose Erhaltung der Wehrkraft ging, sondern daß er von der Aufgabe besessen war, Flüchtlinge aus dem Osten herauszuholen. . . . Wenn es überhaupt jemals im zweiten Weltkrieg Sinn hatte, für Disziplin zu sorgen, dann zu diesem Zeitpunkt!"

Zu diesem Zeitpunkt war der Krieg beendet!

Der Herr Minister ringt sich noch die Stellungnahme ab, daß zwischen der „Schuld von Süß" und der „jedes vernünftige Maß überschreitenden Strafe ein grobes Mißverhältnis bestand", aber das Verfahren wird eingestellt. Nicht einmal auf Totschlag – der sowieso verjährt wäre – wird im „Fall Rogge" erkannt. Dabei war die Exekution des Gefreiten Süß ein Racheakt notorischer Antikommunisten, deren faschistische Welt zusammenbrach. In dem Urteil hatten sie selbst formuliert: „Mit dem Beginn der politischen und militärischen Krisenzeit hielt der Angeklagte die Zeit für gekommen, aus seiner inneren Einstellung keinen Hehl mehr zu machen. Er begann planmäßig im Kameradenkreis aufrührerische Reden zu halten, führte Befehle widerwillig oder überhaupt nicht aus und zeigte Vorgesetzten gegenüber offen seine Mißachtung."

Zweifellos, es war ein politischer Mord — doch Mörder Rogge ist ein ehrenwerter Mann!

Die Staatsanwälte

So wußte die Münchner „Abendzeitung" aus Ludwigsburg zu berichten:
„Am vergitterten Portal steht ‚Landesgefängnis'. Aber in dem langgestreckten Gebäude sitzen nicht nur kleine Diebe und Betrüger."
(Vielleicht auch große?)
„Im ersten Stock hat sich hier auch die Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen eingerichtet . . . In den kleinen Bürozimmern stapeln sich Dokumente aus Washington und Warschau, aus Prag und Berlin."
(Und weshalb keine aus Hamburg oder Lüneburg?)
„31 Staatsanwälte arbeiten hier, und bald sollen es noch mehr sein. Sie sind den Massenmördern des NS-Regimes auf der Spur."
Seit Dezember 1958 tun sie jedenfalls so. Weshalb erst seit 1958? Die „Abendzeitung" erzählt vor dem Schlafengehen noch dieses Märchen: Ein gewisser Fischer-Schweder sei zufällig wegen falscher Namensführung belangt worden; da waren ehemalige Untergebene durch eine Zeitungsmeldung aufmerksam geworden und hätten Anklage erhoben: „Er hat 1941 eine Massenhinrichtung von Juden angeordnet." Und so sei man ganz zufällig erst aufmerksam geworden, daß nur ein Teil der im Ausland verübten Verbrechen gesühnt sei. Aber Ende gut, alles gut! „Die Justizminister reagierten prompt. Sie richteten im Dezember 1958 die Zentralstelle für die Verfolgung von NS-Verbrechen ein." Wer es glaubt, schläft selig.
Die Minister hätten mehr die DDR-Presse lesen sollen! Nicht erst seit 1958 werden dort Kriegsverbrecher vor- und bloßgestellt, für die der Westen wirklich ein freier Westen ist. Oder war es gerade der Protest der DDR- und internationalen Presse, der zur Bildung der Ludwigsburger Zentralstelle führte?! Weshalb auch sonst sollte sich Ludwigsburg auf im Ausland verübte Verbrechen beschränken?!
Laut „Abendzeitung", weil das ohnehin genug war. „Nur noch eine Rechenmaschine kann die riesige Kartei in Ludwigsburg übersehen, in der schon die Namen von 90 000 Personen registriert sind. Die Namen aller Nazi- und Kriegsverbrecher, die seit 1945 verurteilt wurden . . . Manche von ihnen, die in Rußland in 5-Minuten-Verfahren zur Zwangsarbeit nach Sibirien verbannt wurden, sicher auch zu unrecht."
Und so wird es abends am Münchner Stammtisch heißen: Mit neumodischen Maschinen auf Verbrecherjagd – gründlicher gehts nimmer! Und darauf einen halben Liter! Dagegen in fünf Minuten nach Sibirien – bitterer gehts nimmer! Herr Wirt, noch einen Liter und hinuntergespült!

Einer der zu 25 Jahren Verurteilten heißt Schüle. Er leitete die Tötung eines Jugendlichen, der eine Tafel Schokolade gestohlen hatte; er ist der Ermordung eines 60jährigen schuldig, der um Rückgabe seiner Sachen bat. So informiert eine offizielle Note der Sowjetunion. Schüle bestreitet diese Taten. Er ist überhaupt groß im Leugnen – und im übrigen Leiter eben dieser Ludwigsburger Behörde.
Als er sich nach Warschau bequemte, um Akten über Nazi-Verbrechen einzusehen – die Passi-



vität seiner Dienststelle war internationales Gespräch geworden –, wurde er auf dem Flugplatz nach seiner Vergangenheit befragt. „Alles ein Haufen Lügen!“ war seine forsche Antwort. – „ Sind Sie Pg gewesen?“ – „Nie!“ – „Waren Sie in der SA?“ – „Nie!“
Nie soll man Häuser allein auf Hoffnungen bauen. Es fanden sich nämlich noch Akten, laut derer er ab 1933 Mitglied der SA und ab 1937 Mitglied der NSDAP war. „Aber nur zwangsweise“, lautete seine Flucht in eine neue Lüge; denn 1933 war der Zulauf zur SA so groß, daß sie keinen Zwang nötig hatte.
Aber hat Ludwigsburg einen Schüle nötig, oder wurde nur zufällig der Bock zum Gärtner gemacht? Der Justizminister Hausmann erklärte: „Die Vergangenheit Schüles war uns bekannt. Es gibt keinen besseren Mann als Leiter der Zentralstelle.“
Dabei hatten sie die Qual der Wahl. Schüle war der beste der belasteten Nazi-Juristen, von denen am 1. Dezember 1965 noch mehr als 800 im Amt waren. Der beste der Juristen, von denen ⅔ aus den oberen 5% der Bevölkerung und ganze drei nach westlichen Meldungen aus Handwerker- oder Arbeiterkreisen kommen. Ja, Schüle war der beste – Feind seiner eigenen Dienststelle, er war ein eifriger Eiferer für die Verjährung von Kriegsverbrechen. Ein internationaler Proteststurm hat seinesgleichen zurückgetrieben. Jetzt wird er weiter bis 1969 amtieren müssen – aber immer nach der Devise: „Die „Kleinen“ läßt man fallen, die Großen läßt man laufen.

Verteidiger haben das Wort

Es war am 21. August 1942. Ein Wehrmachtszug passiert die Strecke Warschau–Terespol. Gefreiter Hubert Pfoch nimmt die erschreckenden Bilder mehr mit dem Fotoapparat als mit dem Verstand auf: Jüdische Familien, die in Viehwagen verladen werden; Leichen Erschlagener und Erschossener rechts und links der Gleise. Um die Mittagsstunde verpestet Leichengeruch derart die Luft, daß sich der Gefreite die Gasmaske aufsetzen muß, andere Soldaten erbrechen sich: Der Zug passiert das Judenvernichtungslager Treblinka!
1964 steht der Adjudant des obersten SS-Führers, Heinrich Himmlers, vor Gericht. Er heißt Wolff und war SS-General. Er ist des Mordes in mehr als 300 000 Fällen angeklagt. Vor allem des Mordes in Treblinka. An einer Erschießung von Juden in Minsk hat er persönlich mit Himmler teilgenommen; er gehörte wie einige IG-Farben-Direktoren zum persönlichen Freundeskreis Himmlers, er ging im April 1945 in Hitlers Reichskanzlei ein und aus und führte mit den Amerikanern separate Verhandlungen.
Er ist ein Wolff im Schafspelz. Der Chef des NS-Auslandsnachrichtendienstes, Walter Schellenberg, hatte in seinen Erinnerungen geschrieben: „Ohne Wolff pflegte Himmler selten etwas zu unternehmen, alles wurde zuerst mit ihm beratschlagt.“ Doch Wolff will von den Judenvernichtungen erst 1945/46 durch den Nürnberger Prozeß erfahren haben.
Der Verteidiger, Aschenhauer, rechtfertigt sogar die Judenmorde – mit dem Kommunistenschreck! Es sei Tatsache, daß „die Juden unter den ersten

waren, die zu Partisanenkämpfen aufriefen". Und er führt Zahlen ins Feld: „Der Oberste Sowjet der Krim bestand zu 50 Prozent, das Volkskommissariat zu 40 Prozent aus Juden." So gesprochen 1964 und nicht 1944!

Ein Jahr danach stehen Angehörige der Lagermannschaft des KZ Treblinka vor einem Düsseldorfer Gericht. Sie haben eigenhändig gemordet. So liebte der Hauptangeklagte Franz den Boxkampf mit Häftlingen. Er streckte noch jeden Gegner nieder – mit der kleinen Pistole, die in einem Handschuh eingenäht war.

Die Verteidiger der Treblinka-KZ-Aufseher führen die Wahrheit gegen die Gerechtigkeit ins Feld. So der Anwalt Göhring: „Die großen Leute sind ganz woanders zu suchen, nur nicht auf der Anklagebank. Die KZ-Prozesse haben nur den Sinn, einige wenige abzuurteilen, damit sich alle anderen rechtfertigen können." Und die Moral der geschichtlichen Wahrheit? Auch die Schreibtischmörder und die IG-Farbenbosse auf die Anklagebank? Wie kann man ihn nur so mißverstehen! Nein, laßt doch auch den Franz und die anderen „Kleinen" laufen!

Die Wahrheit wird auch von Zeitungen gegen die Gerechtigkeit aufgeboten.

„Im Gefängnis Spandau sitzen noch drei in Nürnberg verurteilte Nazigrößen. Heute würde man sie nicht einmal unter die Schreibtischmörder einstufen!" Und die Moral? Fällt endlich harte und gerechte Urteile vor den westdeutschen Gerichten? Welch Mißverständnis! Laßt endlich die Nürnberger frei!

„In Japan hat man den Opfern der alliierten Kriegsverbrecherprozesse ein Denkmal gesetzt. Bei uns kann man die Nürnberger Urteile und andere noch immer Recht nennen." Die Moral? Seid froh, daß hierzulande noch immer Prozesse gegen Kriegsverbrecher geführt werden? Und fordert, daß sie gerecht und hart geführt werden? Noch ein Mißverständnis! Zeigt vielmehr nationale Würde! Schluß mit den Prozessen! Schluß mit der Selbstzerfleischung!

Daß sie sich selbst zerfleischen, ist — gelinde gesagt — ein Aprilscherz. Aber dennoch: Weshalb setzten sie in Westdeutschland den „Opfern der alliierten Rachejustiz" noch kein ehernes Denkmal? Was trennt Deutschland denn von Japan? Es sind nicht die Kilometer, es ist die Existenz eines wahrhaft antifaschistischen deutschen Staates, der kraft seines Beispiels und seiner Enthüllungen dafür sorgte, daß noch mancher Marmorblock unbehauen blieb.

Der Meineid

Das Infanterieregiment 2 der deutschen Wehrmacht stand im Osten. Hubert W. brachte eine schwere Kriegsbeschädigung mit nach Hause und – mehrere gefüllte Leitzordner. Als Kriegstagebuchführer hatte er Aufmarschpläne, Abschriften aus dem Regimentstagebuch, Funk- und Tagesbefehle gesammelt.

20 Jahre später sorgte der Rentner Hubert W. dafür, daß der Soldatenverband davon erfuhr. Er verlangte 20 000 Mark für das Material. War es den „alten Kameraden" nichts wert? Sie boten ganze 500 Mark. Aber sie waren nur knauserig. Sie riefen das Bonner Kriegsministerium um Hilfe. Und es kam! „Die Bundesrepublik ist der Rechtsnachfolger des Dritten Reiches. Material aus dem Besitz des Deutschen Reiches gehört deshalb rechtmäßig der Bundesrepublik!" Mit Hilfe des Kriegsministeriums erwirkte der Soldatenverband die Verfügung, daß Hubert W. das „historische Material" herauszurücken habe. Der Schwerkriegsbeschädigte beschwor, zum Offenbarungseid gezwungen, daß er die begehrten Unterlagen nicht besitze. Das Landgericht Dortmund aber stellte fest, daß Hubert W. damit einen Meineid geleistet habe.

Es wurde nicht bekannt, was mit Hubert W. und seinen Leitzordnern geschah. Viel wichtiger ist auch die andere Frage: Was sollte der Soldatenverband, was das Verteidigungsministerium mit den Dokumenten! Hatte man Angst, das Tagebuch des Infanterieregiments 2 enthält ähnliche Enthüllungen wie das aus dem Schwarzsee in der Tschechoslowakei hervorgeholte Tagebuch der SS-Division „Das Reich"? Da heißt es in einer Notiz aus dem Spätsommer 1941: "65 Juden erschossen. Nachtrag: Die Zahl der durch Stabskomp. HSSUPF Rußl.-Süd. in Kamenez-Podolsku liquidierten Juden erhöht sich auf 23 000."

Oder will man die glorreichen Taten des Infanterieregiments gegen den alten-neuen Feind den jungen Soldaten der Bundeswehr als nacheifernswertes Beispiel nahebringen? . . .



Als vor 25 Jahren das Sowjetland überfallen wurde, geschah das auch im Namen der „Freiheit" und „Europas", wie jene Zeichnung auf dem Titelblatt der „Illustrierten Zeitung Leipzig" vom 24. Juli 1941 beweist. Das andere Emblem stammt aus unseren Tagen. Es ist auf Flugblättern gedruckt, die auf zerbombte vietnamesische Dörfer herabflattern. Die Inschrift lautet: „Das heilige Schwert zur Ausrottung des Kommunismus". Wie sich die Bilder gleichen!

Nur die Bilder?

Der „Fall rot" steht für sie noch auf der Tagesordnung. Aber die Geschichte lehrt: Es ist ein Fall in doppeltem Sinne!



Am 18. Juni
begeht
John Heartfield,
der Meister
der sozialistischen
Fotomontage,
seinen 75. Geburtstag.



**Sie winden sich
und drehen sich
und nennen sich
freie Richter**
Oktober 1933



Die aktuelle Umfrage

DISZIPLIN EIN NOTWENDIGES ÜBEL?

Soldat werden heißt, sich in gewisser Weise um- und auf andere Lebensbedingungen einzustellen. Vieles dabei ist neu, ungewohnt, anders – auch strenger.

*

Noch in Zivil.

„Bis jetzt", sinniert Rüdiger Wulff, 20, „bin ich sozusagen mein eigener Herr – Herr meiner Zeit und meiner Entscheidungen. Keiner macht mir Vorschriften. Ich kann tun und lassen, was ich will. Und bei der Armee . . . ?"

. . . regeln Befehle und Dienstvorschriften viele Details des Lebens, wird militärische Disziplin und Ordnung verlangt, ist der Soldat zum Gehorsam verpflichtet.

Und damit der Freiheit beraubt?

Ein weit verbreiteter (Trug)-Schluß.

Aus dem Munde von Hans-Ullrich Weixmannsbreck, 22, hört sich das so an: „Freiheit und Unterordnung vertragen sich nicht miteinander. Überall dort, wo dem Menschen ein Korsett angelegt wird, das ihm vorschreibt, was er zu machen hat und was nicht, überall dort ist es ihm letzthin nicht möglich, sich frei und ungehindert zu entfalten. Ein Wald voller Verbotsschilder ladet nun mal nicht zum Spazierengehn ein."

Gewiß nicht.

Allerdings ist das Leben kein Spaziergang, sondern ein Kampfesmarsch, und nicht auf sammetweichen Waldwegen, sondern auf den mit Pflastersteinen übersäten Straßen des Klassenkampfs. Und das Glück des Soldaten der Revolution besteht gerade in dem, was Bertolt Brecht in dem gleichnamigen Gedicht ausdrückt:

Sein Trupp ist eisern fest
Er ist weithin dafür bekannt
Daß er macht mit Geschick
und Verstand
Alles, was sich machen läßt.

Alles, was sich machen läßt, um Krieg und Kriegsgeschrei, um einen Überfall auf unser sozialistisches Vaterland zu verhindern – setzt das nicht einen eisern festen Trupp voraus, einig im Dienst für die gemeinsame Sache, einig im Denken, Tun und Wollen?





Wortmeldung.

Stabsmatrose Jochen Büttner, 21, hat durchaus recht, wenn er sagt: „Ohne feste Disziplin geht's nicht. Genauso wie ohne ein gewisses Maß an Diszipliniertheit kein menschliches Zusammenleben möglich ist."

Nicht nur das.

Selbst Robinson auf seiner Insel konnte nicht, wie er vielleicht gern gewollt hätte. Das unfreiwillige Einsiedlerdasein zwang ihn zu konsequenter Selbstdisziplin. Der Selbsterhaltungstrieb nötigte ihn, seine geringen Vorräte rationell einzuteilen, bewog ihn, mühevoll den Boden zu kultivieren und Arbeiten zu verrichten, die er vordem weder gelernt noch ausgeübt hatte.

*

Eine andere Überlegung.

„Was geschähe", fragt Kanonier Karlheinz Kunz, 25, „wenn jeder sich gehen ließe und nur täte, wozu er gerade Lust und Laune hat? Keiner kann machen, was er will. In keiner Gesellschaftsordnung gab oder gibt es anarchistische Willkür und ‚absolute Freiheit'. Das Ergebnis wäre Chaos. Jeder versteht, daß er auf der Straße nicht fahren kann wie's ihm paßt – mal links und mal rechts, mit beliebiger Geschwindigkeit und ohne Rücksicht auf andere Fahrzeuge und Passanten. Es wäre ja keiner mehr seines Lebens sicher unter diesen Umständen! Also ist es nur zu verständlich, wenn sich die Gesellschaft hier bestimmte Regeln und Normative geschaffen hat."

Anderswo ist es ebenso.

Man nehme die Wirtschaft mit ihrem hochorganisierten Produktionsmechanismus, und man nehme selbst das Fußballspiel, wo sich der Einzelne in das Kollektiv eingliedern, dem gemeinsamen Ziel unterordnen und taktische Anweisungen befolgen muß.

*

Freiheit ist nicht Ungebundenheit.

Der Mensch ist in seinem gesamten Dasein objektiven Gesetzmäßigkeiten unterworfen, in der Natur wie in der Gesellschaft. Folglich liegt die Freiheit, um mit Friedrich Engels zu sprechen, „nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen". Und was die gesellschaftlichen Verhältnisse betrifft, so schafft erst der Sozialismus jenes „Reich der Freiheit", in dem „die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst" machen, weil hier „die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen auch die von ihnen gewollten Wirkungen" haben. Wirklich frei ist also nur der, der die objektiven gesellschaftlichen Erfordernisse begreift und sein Handeln bewußt den Notwendigkeiten unterordnet. Alles andere sind Illusionen und phantastische Traumgebilde, die jeder realen Grundlage entbehren.

*

Einwände.

„Schön und gut. Aber bei der Armee: Werden da die Dinge nicht bis ins Extrem gesteigert, so, daß der Mensch zum Nichts wird und am Ende nur





der moderne Krieg an jeden Soldaten, an jedes Kampfkollektiv stellt.

„Die Soldatenordnung ist hart, doch das hält die Armee zusammen", spricht Oberleutnant Momysch-Uly in dem Buch „Die Wolokolamsker Chaussee". Denn „Disziplin und strikte Ausführung der Befehle sind notwendig für den Sieg".

Das Ziel des militärischen Kampfes aber ist der Sieg über den Feind. „Und eben das", kommentiert Unterfeldwebel Gregor Kadraff, 24, „verlangt einheitliches, entschlossenes und zielstrebiges Handeln, die Konzentration aller Kräfte auf das gestellte Ziel. Demzufolge ist der Befehl des Kommandeurs die Grundlage für das Handeln aller Soldaten. Jedes Abweichen davon, jede Eigenmächtigkeit, jede Unterlassungssünde des Soldaten führt zur Desorganisation und kann den Sieg in Gefahr bringen."

Zugegeben: Bedingungslos gehorchen, ist nicht immer angenehm für den einzelnen. Vielen, genau 89% von 112 Befragten, fällt gerade das Sich-unterordnen-müssen in der ersten Zeit ihres Wehrdienstes am schwersten. Soldat Wilfried Kosel, 20: „Es bringt mancherlei Unbequemlichkeit mit sich!" Wer zweifelt daran. Doch schließlich sind wir ja nicht Soldaten aus Bequemlichkeit, sondern aus der Notwendigkeit heraus, den deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat jederzeit militärisch zu schützen.

*

Auch bei uns ist, wie der sowjetische Verteidigungsminister Marschall Malinowski, einmal sagte: „der Dienst in den Streitkräften eine verbindliche Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft."

Was folgt daraus?

„Der Militärdienst", erklärt Marschall Malinowski, „gewährt jedem die volle Freiheit, die besten Eigenschaften einer willensstarken Persönlichkeit zu entwickeln, und er fordert gleichzeitig, dem eigenen Willen die in der Armee notwendige Selbstbeschrän-

ein Spielball der Befehle und anderen Dienstreglements ist?"

Diese Frage von Udo Haupt, 20, scheint mir ebenfalls auf die Spitze getrieben.

Sprechen wir darüber.

Gefreiter Gerhard Zabel, 24, hat ein Gegenargument aus der eigenen Praxis: „Mancher stößt sich daran, daß die Kleidung abends zu einem ‚Päckchen' zusammengelegt werden soll. Zuerst dachte ich auch: ‚So ein Blödsinn!' Nach dem ersten Alarm war ich bekehrt. Denn wer schon mal, weil er in dem selbst verschuldeten Durcheinander seine Sachen nicht gefunden hat, zehn Kilometer ohne Socken marschiert ist, begreift sehr schnell und ohne große Worte, was Unordentlichkeit zuweilen sogar für körperliche Schmerzen verursachen kann. Ich kann nur sagen: Es war eine bittere Lektion."

*

Die Forderungen nach hoher Disziplin entspringen - nicht dem „Hobby" dieses oder jenes Vorgesetzten. Sie fußen auf den Forderungen, welche





kung aufzuerlegen, das heißt, die persönlichen Handlungen und Absichten der in der Armee geltenden Ordnung und den Befehlen des Kommandeurs unterzuordnen – selbst wenn diese Ordnung oder dieser Befehl im gegebenen Moment nicht den eigenen Wünschen entspricht. ‚Ich will nicht', ‚ich möchte nicht', ‚ich kann nicht', darf es in der Armee nicht geben. Wenn ein Befehl erteilt ist, muß man eben ‚wollen', ‚mögen' und ‚können'. Das ist eine große gesellschaftliche Verpflichtung, der Sinn des selbstlosen Dienstes für die Heimat."

*

Disziplin.

Es wird klar, daß sie weder ein „lästiges" noch ein „notwendiges" *Übel* ist. Von Makarenko stammt die Feststellung: „Disziplin schmückt das Kollektiv". Sie ist der Schlüssel zum Erfolg allen kollektiven Strebens – ganz besonders natürlich unter militärischen Bedingungen.

„Ergo kann sie nie und nimmer ein. wenn auch mit dem Zusatz ‚notwendig' versehenes, Übel sein", faßt Flieger Bernd Möricke, 26, zusammen. „So wie sie im allgemeinsten Sinn eine Lebensnotwendigkeit der Gesellschaft ist, ist sie es gleichermaßen bei der Armee. Nur, daß sie hier dem militärischen Bereich entsprechende Züge trägt.

Ich meine, diesem Resümee kann man zustimmen, mit Applaus sogar.

*

Es war Januar.

Genauer gesagt, im Januarheft der AR fragte ich (um): „Hat der Soldat den Kopf nur zum Käppitragen?"

Und als Quintessenz der Untersuchungen kam heraus, daß in der Nationalen Volksarmee das Denken die erste aller Soldatenpflichten ist. Disziplin und eigenes Denken schließen einander nicht aus. „Im Gegenteil", bemerkt Unteroffizier Martin Sauer, 21, „die beste Disziplin wird wohl dort sein, wo die Soldaten geistig rege sind und ein hohes sozialistisches Bewußtsein haben. Die Einsicht in die Notwendigkeit des unbedingten Gehorsams und die strikte Befehlsausführung setzt Wissen und Bewußtsein voraus." Außerdem: Es geht ja nicht nur schlechthin ums Gehorchen. „Der Befehl, das ist immer eine Aufforderung zum Handeln. Er gibt selten ein Rezept, wie dies oder das zu machen ist. Den Befehl in die Praxis umzusetzen, ihn möglichst exakt zu erfüllen, verlangt, daß ich mich intensiv damit beschäftige, gründlich nachdenke und eigene Initiative zur Erfüllung des mir übertragenen Auftrags entwickle. Er tötet also das eigene Denken nicht ab, sondern lenkt es auf ein klar umrissenes Ziel."

Und das Fazit aus dem, was Gefreiter Lothar Schwarz, 22, hier dargelegt?

Gehorchen – gut.

Gehorchen mit Köpfchen – besser.

*

„Warum", fragt Soldat Uwe Probst, 19, „wird immer wieder dasselbe gepredigt: Disziplin, Disziplin, Disziplin?"



Antwort gibt, neben anderem, diese Umfrage: Weil von der hohen oder minderen Disziplin einer Armee ihr hoher oder minderer Kampfwert abhängt. Der Kampfwert unserer Nationalen Volksarmee, und damit die Disziplin ihrer Soldaten, kann nicht hoch genug sein. Wenngleich auch der Imperialismus nicht stärker geworden ist, so hat doch seine Aggressivität zugenommen – in Sonderheit die des westdeutschen Imperialismus. Darauf gilt es sich einzustellen. Erst auf Härte und Disziplin zu dringen, wenn der Klassenfeind eine kriegerische Auseinandersetzung beginnt, wäre zu spät. Unsere Forderungen sollten mehr von den Gedanken Bertolt Brechts getragen sein:

Wenn der Kampf am erbittertsten ist, sind die Kämpfer am müdesten.

Welche Kämpfer zu müde sind, die verlieren die Schlacht.

Ihr

Karl Heinz Freitag



Wer über etwa 200 Stufen auf die Plattform des Dessauer Rathausturmes gestiegen ist und seine Blicke schweifen läßt, der kommt beinah selbst darauf — daß die Muldestadt heute die grünste der DDR ist, aber anno 1945 zu den acht zerstörtesten Deutschlands zählte. Wer einen Blick auf das nebenstehende Foto aus einem Ferienlager-Album geworfen hat, wird ohne große Phantasie Bilder von dem Treiben entwerfen können, das deutsche und sowjetische Kinder aus Dessau am Ostseestrand vereinte. Ein Blick in das Leben der Dessauer Kinder von vor 20 Jahren wird manchen jedoch schwerfallen.

Oberst Romanjuk wurde der erste sowjetische Stadtkommandant in diesem Dessau, dessen Wohnhäuser und Betriebe zu 80 Prozent zerstört waren. Aus den Junkers-Flugzeugwerken hatten die Amerikaner Patente und Anlagen mitgehen lassen. Die Feuerlöschteiche färbten sich langsam braun — auf dem Grund lagen meterhoch Präzisionsgeräte, die man nicht mehr hatte abtransportieren können.

„Mich bedrückte damals die Not der Bevölkerung, vor allem der Kinder", erzählt der Oberst, „und ich hielt es für meine erste Pflicht, eine geregelte Versorgung zu organisieren."

Aber nicht nur die materielle Not nistete in den Mauern der Stadt.

„Viele Bewohner hatten sich bei unserem Einmarsch verkrochen, und ich fragte mich, ob es denn in Dessau wirklich so viele Faschisten gäbe, die Angst haben müßten, zur Verantwortung gezogen zu werden. Das deutsche Volk war doch ein Kulturvolk, das Marx, Engels, Goethe und Schiller hervorgebracht hatte. Und dann spürten wir bald, daß diese Menschen von den Faschisten betrogen worden waren. Eine Frau sagte mir: ‚Als die Sowjetarmee einzog, dachten wir, das wäre das Ende'."

Lang, lang ist's her. Die Kinder sind nicht mehr Sorgenkinder, aber für sie sorgt man auch heute vor allem. Da stehen ein sowjetisches Hospital und eine deutsche Klinik traut beieinander. Tamara Italjanskaja, Kinderärztin, dankt für die Hilfe der deutschen Kollegen. Bei einer komplizierten Krankheit kommen Ninotschka oder Kolja in ein deutsches Krankenhaus, und auch wenn eine spezielle Analyse die Möglichkeiten des eigenen Labors übersteigt, klopft man beim guten Nachbarn an.

Was die Kinder spielen? Zum Beispiel die eigene Tochter? „Oh, sie haben wenig Zeit, sie müssen viel lernen, viel Sport treiben, musizieren ... Die Tochter nimmt Klavierunterricht bei einem deutschen Genossen. Sie spielt Beethoven und Bach ... und natürlich auch Tschaikowski." Und gleich gibt sie selbst noch ein Lob an das Theater der Stadt: „Zuletzt sahen wir dort ‚Troubador' von Verdi. Ich habe die Oper schon in Leningrad gehört ... die Dessauer Aufführung ist nicht schlecht."

Ob sie, die Leningraderin, nicht lieber in einer äußerlich schöneren Stadt als Dessau wäre? „Wir denken nicht darüber nach. Wo man uns hinschickt und also braucht, gehen wir hin."

Und das Heimweh? „Die Kinder sind doch jung. Sie merken fast gar nicht, daß Deutschland zwar kein fremdes, aber doch ein anderes Land ist."

Verwunderlich? Die Tochter hört von der Mutter vielleicht nicht gerade von jenem deutsch-sowjetischen Elterngespräch über Kindererziehung im „Haus der Offiziere", aber gewiß von deren Besuch bei einer Betriebsbrigade, wo man in fröhlicher Stimmung sagte: „Wir machen aus Ihnen noch eine richtige Dessauerin!" Die Tochter hört auch vom Vater, dem Offizier, vielleicht nicht von den inoffiziellen Gesprächen per Draht mit den Genossen der nahen deutschen Armee-Einheit, aber sicher vom gemeinsamen Wettbewerb. Und sie fährt ja selbst mit deutschen Pionieren ins Ferienlager. Gern geht sie auch zu den Aufführungen des Dessauer Puppentheaters, wenn es im „Haus der Offiziere", im Klub auftritt.

Viele Wege führen zum Klub, die Wege vieler führen zum Klub — auch die deutscher Kinder. Nicht selten sind hier Klassen der „Schule der deutsch-sowjetischen Freundschaft" zu Gast.

Wie sagte Oberst Romanjuk, als er in Dessau zu Gast war? „Ich bin glücklich darüber, daß ich alles so vorgefunden habe, diese schöne, moderne Stadt, die aus Ruinen auferstanden ist."

Für die Jugend ist auch ein neues, großes Sportstadion errichtet worden. Eine Kölner Zeitung fand dafür nur die Worte: „Das Paul-Greifzu-Stadion *mußten* die Dessauer in freiwilliger, d. h. unbezahlter Arbeit anlegen." Wieviel Haß, wieviel Unverständnis — in wohlgesetzten deutschen Sätzen! Welch Verständnis und herzliche Verbundenheit dagegen bei dem sowjetischen Offizier, der nicht besonders gut die deutsche Sprache versteht. Aber er versteht die Sprache des Herzens: „Ich bin noch ganz benommen von dem Großen und Schönen was ich hier gesehen und erlebt habe, der Woge der herzlichen Freundschaft und der ehrlichen Wiedersehensfreude, und weiß gar nicht, wie ich den Dessauern dafür danken soll."

Viele Kinder von damals, die heute schon selbst Kinder haben, werden sagen: Dank *Dir* Genosse Romanjuk ... *-th*







„Was denn, Sie malen?" fragt Oberst Malkow von „Sowjetski woin" den Soldaten Dochow. „Ja", sagt der, „seit meinem vierzehnten Lebensjahr". – „Also wollen Sie einmal ein großer Maler werden?" – „Komischerweise nein", meint Genosse Dochow. „Wenn ich meinen Dienst abgeleistet habe, möchte ich zur Musikschule."

Das gab's noch nie! Zum ersten Mal hatten sich die Auslandskorrespondenten der „Armee-Rundschau" zu einer gemeinsamen Beratung zusammengefunden – Militärjournalisten aus Moskau, Warschau, Prag, Budapest, Bukarest und Sofia.

Das gab's noch nie! meinten auch die Genossen des Hans-Beimler-Regimentes in Oranienburg, denen unsere ausländischen Gäste einen Besuch abstatteten:

Der ganze Warschauer Vertrag auf einmal bei uns im Truppenteil!

Doch die Freude war nicht nur auf seiten der Gastgeber. Über das ganze Gesicht strahlte beispielsweise unser polnischer Korrespondent, Major Szymański, als er in einem der Traditionszimmer des Regimentes plötzlich eine Ausgabe „seiner" Zeitschrift „Zolnierz Polski" entdeckte.

Oberst Malkow aus Moskau wollte gern einen Soldatenspind besichtigen.

AR GANZ INTERNATIONAL

„Ach wissen Sie", erklärt Unterfeldwebel Neumann unserem Genossen aus Warschau, „Sie haben jetzt Vieles über uns aufgeschrieben, erzählen Sie nun bitte etwas über Ihre Zeitschrift! – Wie? Neunzig Prozent der Auflage gehen in's ‚Zivile'?" – „Bei uns ist das Blatt des Soldaten die Militärbezirkszeitung", sagt Major Szymanski.



„Leider geht das nicht", meinte der FDJ-Sekretär, „die Soldaten dieser Kompanie sind gerade zur Ausbildung."

„Und wer ist das?" fragte der Oberst, auf den Soldaten Dochow deutend, der just des Weges kam. „Hat er keinen Spind?"

Natürlich hatte er, und der FDJ-Sekretär erbleichte ein wenig. Diese „Spindkontrolle" war ihm zu unvorbereitet. Soldat Dochow allerdings kam überhaupt nicht in Verlegenheit. Sein Spind war in Ordnung! Was die Waffenbrüder auch anerkennend vermerkten.

Im Klub des Bataillons fand man sich zu einer regen Aussprache mit Soldaten zusammen. Dabei interessierte die Tatsache, daß Major Georgiev aus Bulgarien drei Brüder hat ebenso, wie die Ausbildung der Mot.-Schützen in der Gruppe der sowjetischen Streitkräfte in der DDR. Einige der interessantesten „Neuigkeiten" aus den Armeen des sozialistischen Lagers veröffentlichen wir u. a. auf diesen beiden Seiten. *B-t.*



„In Bulgarien liegen durchschnittlich zwölf Mann auf einer Stube. Allerdings nur ‚einstöckig'", berichtet Major Georgiev von „Narodna armija" aus Sofia.



„Darf man in Ungarn während des Wehrdienstes heiraten?" wird Major Serfőző von „Néphadsereg" aus Budapest gefragt. „Aber ja", antwortet er, „nur braucht man bei uns in diesem Fall die Erlaubnis des Ministers dazu; denn wir sind der Meinung, daß der frische Ehestand den Soldaten unter Umständen von seinen Pflichten abhält."

„Die Ausbildung der in der DDR stationierten Sowjetsoldaten unterscheidet sich im Prinzip nicht von der in der UdSSR", erzählt Oberst Wischnjakow, der Vertreter unseres Korrespondenten Korolkow von „Starschina Sergeant". „Allerdings nimmt die politische Schulung auf spezielle Probleme der Deutschen Demokratischen Republik Bezug."



„Die Kalaschnikow ist eine gute Waffe", bestätigt Oberstleutnant Nichifor von „Viata Militară" aus Bukarest (rechts). – „Wir bauen eine eigene Variante", sagt Major Blecha von „Zápisník", „die S-58, die in Hauptteilen und Munition austauschbar ist. Die ČSSR verfügt nämlich über ausgezeichnete Traditionen im Bau von Handfeuerwaffen."



Warum so „reserviert"?



„Hände hoch, oder ich spieße!"?



Von Spatz Schlaukopf aufgezeichnet, von Paul Klimpke gezeichnet:

Ein Porträt in Bildern

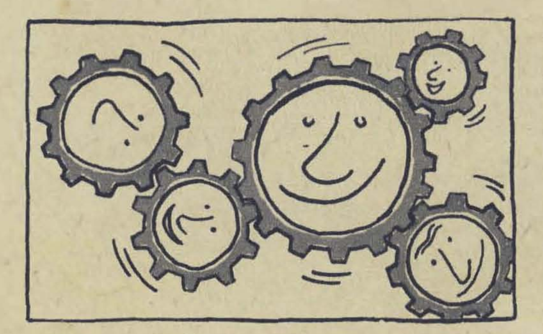
Hier wird Ihnen ein Grenzer vorgestellt, der auf einem Panzer fährt, und nicht nur ganz nebenbei erfahren Sie auch, was Sportveranstaltungen und militärpolitische Foren gemeinsam haben, daß es Prämien gibt, die gezahlt werden und für die dennoch kein Geld da ist, daß ... doch beginnen wir der Reihe nach.

Nicht wenigen wurde am Jahrestag der Volksarmee die „Medaille für ausgezeichnete Leistungen" an die Brust geheftet. Jene Verleihung aber, von der hier die Rede ist, fand pünktlich mit – ein paar Tagen „Verspätung" statt; im großen Karree waren – gedeckte Tische aufgestellt; und bald erbebte der Boden unter dem – Tanzschritt. Ein ungewöhnlich unmilitärischer Rahmen für eine militärische Ehrung! Und des Rätsels Lösung? Es wurden Zivilisten ausgezeichnet, genau gesagt Reservisten, und einer hieß Günter Steinhorst.

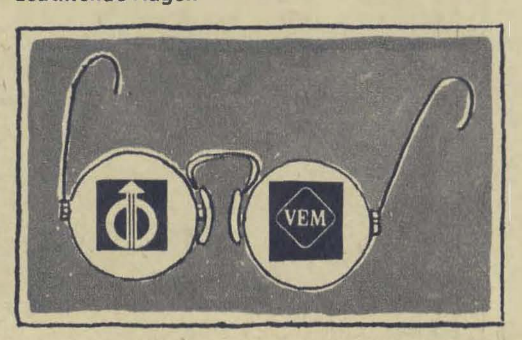
Wo geht man hin, wenn man das noch völlig undeutliche Bild eines Reservisten klar sehen möchte, um klarzusehen über einen verdienten gedienten „Soldaten in Zivil"? Wir klopften erst einmal beim Wehrbezirkskommando an und erfuhren von Major Warmbier: „Ja, da wurde auch ein Stabsfeldwebel ausgezeichnet ... ich muß mal nachschauen ... ja, Steinhorst heißt er ... ist Leiter des Reservistenkollektivs beim VEB Elektroprojekt und arbeitet dort als ... irgendwo in der Kaderabteilung. Mehr weiß ich auch nicht, wir haben den Vorschlag für die Auszeichnung vom Wehrkreiskommando erhalten."

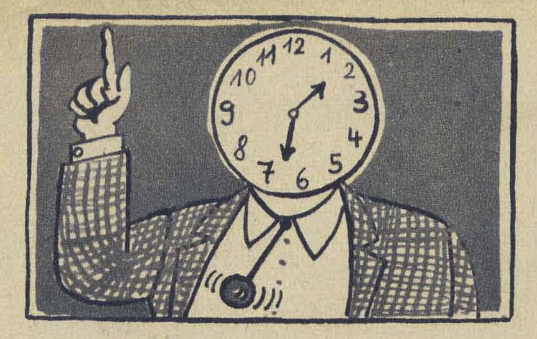
Das war nicht viel, aber genug, daß auf dem Wege zum Wehrkreiskommando in unserer Phantasie Bilder von einem Stabsfeldwebel auftauchten, der mit der Geschäftigkeit, Energie und auch Lautstärke eines „Spießes" durch den Betrieb

Ubersetzungsfragen



Leuchtende Augen





„Keine Fieberkurve!"



„Vater werden ist nicht schwer ..."

stiebt, den Reservisten auf der Spur und – womöglich und wo nötig – auf den Fersen.

Beim Wehrkreiskommando per Draht gefragt, was der Genosse Steinhorst so für einer sei, gab es diese Auskunft: „Er ist einer unserer besten Leiter von Reservistenkollektiven. Während die Reservistenarbeit in vielen Betrieben noch wie eine Fieberkurve aussieht, ist sie bei ihm bemerkenswert stetig wie bei einem guten Uhrwerk, das nie stehenbleibt. Er läßt sich auch nicht von den Dingen treiben. Auch deshalb wurde sein Reservistenkollektiv Sieger im Wettbewerb zu Ehren des 10. Jahrestages der Armee. Die Siegertrophäe, der Silberne Panzer, steht jetzt für immer auf seinem Schreibtisch."

Irrtum! Der Panzer sonnte sich in einer Glasvitrine beim Parteisekretär und dieser wohl auch im Lichte des Panzers. Auf dem Schreibtisch des Genossen Steinhorst dagegen entdeckten wir einen – Hammer. Er überzeugt oft und gern mit dem Hammer – indem er Artikel und Bilder an die Wandzeitung der Reservisten heftet. Und obwohl es auch den Nagel auf den Kopf trifft, daß er das Kind schon richtig schaukelt: Auf unserem Bild könnte ER auch als SIE sitzen.
Er kam nämlich zu seiner Funktion wie – um einen Vergleich aus früheren Jahrhunderten zu benutzen – die Jungfrau zum Kind: Er hatte keine Ahnung, was ihm nach einem Jahr blühte. Bevor man die Reservisten versammelt, muß man sie erst einmal sammeln, bevor man sie genau kennenlernt, muß man sie erst einmal erkennen. Was lag näher, als einem aus der Kaderabteilung das Amt zu übertragen, eine weitere, aber unerläßliche Kartei anzulegen. Ja, damals dachte er noch nicht an Reservistengruppen, Wettbewerbe, militärpolitische Foren. Manchmal spielte er später dann sogar das Mädchen für alles, er warb zum Beispiel nicht nur für die Armee, sondern auch für die Feuerwehr. Und heute ist der Stabsfeldwebel Steinhorst die erfahrene Mutter der Kompanien, denn es sind inzwischen drei Kompanien Reservisten geworden. Und er hat auch seine „Mutterfreuden": „Es macht Spaß und Freude, wenn man Erfolge erreicht, wenn man den Armeegeist in den Genossen weckt und wachhält oder wenn die Armee von uns neue ‚Soldaten auf Zeit' bekommt."

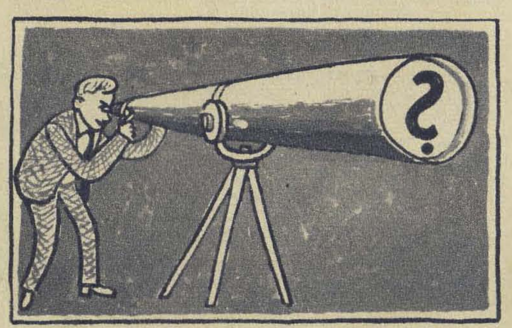
Der Sinn eines solchen Reserv(ist)e(n)-Getriebes ist wohl auch Ihnen sonnenklar. Die Räder müssen schon deshalb in Bewegung bleiben, weil da rostet, wer rastet. Vor allem aber sollen die kleinen Räder die Kraft auf andere Gebiete übertragen, die das zentrale Rad nicht erreichen kann.
Wie Sie sich aber schon selbst überzeugt haben, ist die Freude nicht ungeteilt und das Lachen nicht in jedem Falle ansteckend. Das Rädchen oben rechts steckt die Zunge aus – wie ein uneinsichtiger Junge, den man aber noch erziehen kann, ja muß. Das Rädchen oben links, schaut einfach unwissend aus dem Getriebe, als ob es von der Bedienungsanleitung noch nichts gehört hat. Das rechte untere Rädchen wieder scheint mit anderen Funktionen überlastet zu sein. Immerhin: In dem letzten Prüfungsbericht heißt es, daß 78% der Rädchen bereits eine Funktion ausüben (die man gesellschaftliche nennt). Es läuft also nicht schlecht!

Diese Firmenzeichen leuchten in vielen Ländern der Erde. Vor allem von elektrischen Großschaltern. Ein lachendes, aber auch ein weinendes Auge darob bei Genossen Steinhorst. Den Kum-

Verkleinerung



Sternensucher



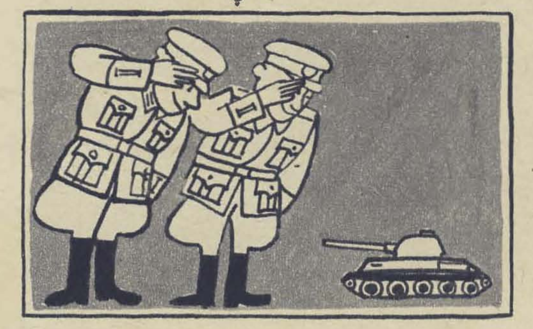


„Zur Gepäckausgabe!"

mer des Leiters der Reservisten kann der Kaderreferent in ihm genau erklären: „Bei uns im Betrieb wird entwickelt und zusammengebaut, die ‚eigentliche' Produktion liegt in den Zulieferbetrieben. So gibt es bei uns relativ viel Ingenieure; nehmen Sie dazu noch die Elektrobranche, und Sie verstehen: Es kommen wenig gediente Offiziere in den Betrieb und also auch in das Reservistenkollektiv."
Neues entwickelt aber auch der Stabsfeldwebel Steinhorst immer wieder. Da war zum Beispiel die Sache mit den Prämien. Er schlug vor, daß schon am 1. März vom Betrieb der eine oder andere Genosse prämiert wird, der am 1. Mai an der Reihe ist. In diesem Jahr ist der Vorschlag noch nicht durchgekommen. Genosse Steinhorst sagt dazu: „Die Betriebsbrille macht manchen kurzsichtig. Die militärische Seite des Denkens ist bei einigen nicht drin im Kopf!" Auch deshalb ist ja ein gutes Reservistenkollektiv wichtig!

Kennen Sie den?
„Blaugefroren kam Rekrut Rübe in die Kantine und meinte zu einem anderen Soldaten: ‚Verdammt kalt heute, was?' – Da verzog der andere etwas seine Mundwinkel und brummte: ‚Du willst wohl einen Längerdienenden aushorchen?'"
Kannten Sie den? Wir auch nicht – bis wir die Betriebszeitung des VEB Elektroprojekt lasen. Allerdings ist er nicht als eine Anspielung auf den Genossen Steinhorst zu verstehen. Denn erstens greift die Leitung des Reservistenkollektivs der Genossin von der Betriebszeitung des öfteren hilfreich unter die Arme, und zweitens tritt der Längerdienende Steinhorst auch dem Reservisten Rübe nie mit dem Hammer entgegen. Allerdings: Um etwas über die Erfolge des Reservistenkollektivs zu erfahren, muß man ihn

„Alle (Mann,) Achtung!"



in der Tat „aushorchen"; er prahlt nicht: Er untertreibt eher, als daß er übertreibt.
Übrigens: Wissen Sie, was ein militärpolitisches Forum und eine Sportveranstaltung gemeinsam haben können? Natürlich, für beides werden im Wettbewerb Punkte verteilt. Offenbar ist es aber auch bei beidem kompliziert, die Teilnehmerzahl zu bestimmen. Einem Forum des Betriebes über das Manöver „Oktobersturm" folgten laut Betriebszeitung „85 begeisterte Teilnehmer". In dem Wettbewerbsbericht, den Genosse Steinhorst an das Wehrkreiskommando sandte, heißt es dagegen über die gleiche Veranstaltung: „Teilnehmer: 40 Wehrpflichtige".
Ehrliche, kritische, bescheidene Sicht – sie zeichnet ihn aus, und sie ist wohl auch die beste Basis für einen klaren Blick in die Zukunft.

Und was sagt die Zukunft? Die Gegenwart sagt erst einmal klipp und klar, daß man mit den gegenwärtigen Kräften nicht mehr höher hinaufkommt.
Und so hält er nach den Sternen Ausschau. „Mit den Raketen haben wir jetzt ja gewissermaßen in der Truppe eine unserem Industriezweig ‚artverwandte' Waffengattung, vielleicht werden wir später auch mehr gediente Offiziere in unserem Reservistenkollektiv haben." Dennoch schwebt er nicht im siebten Himmel, sondern steht fest auf der Erde. Und von da aus sieht er ganz klar: Ohne Außenstationen, d. h. ohne Reservistengruppen in den Bereichen, wird es nicht möglich sein, die Reservisten, deren Zahl sich von Halbjahr zu Halbjahr erhöht, zu erfassen, geschweige zu erreichen.

Die Frage „Was tun?" wird immer groß geschrieben, wenn die Soldaten das letzte Mal in ihrer Einheit in die Bücherkiste greifen, d. h. in Ehren entlassen werden.
Die künftigen Verdienste und der künftige Verdienst haben natürlich einst auch den scheidenden Stabsfeldwebel bewegt. 12 Jahre hatte der gelernte Böttcher in bewaffneten Organen gedient; u. a. war aus einem Grenzposten ein Postenführer, ein Gruppenführer und zuletzt ein Finanzverantwortlicher geworden. Mit einem Rucksack voll Menschen- und Parteierfahrung wollte er keine Fässer mehr machen, und er ging als Kaderinstrukteur zu Elektroprojekt, wo er sich heute also bemüht, mit den Reservisten manches Faß aufzumachen, und im übrigen im Fernstudium zum Betriebsökonom steht.
Was aber die „Heimkehr" der Reservisten heute anbelangt, so legt Genosse Steinhorst den Kommandeuren ans Herz, das „Was tun?" nicht zu vergessen. Das ist keine kleinliche Bevormundung für den Bucheinkauf, d. h. für Lenins Streitschrift oder Tschernyschewskis Roman. „Was haben die Soldaten in den Betrieben zu tun, wenn sie bereits Reservisten sind?" diesen Rat, diese Aufklärung, diese Verpflichtung gehört mit auf den Weg. Ein Rat, der nicht veraltet ist, etwa weil er nicht neu ist; ein Rat auch aus mehr als dazu berechtigtem Munde; denn auch der Panzer des Genossen Steinhorst macht unsere Stärke aus, ist Armee.

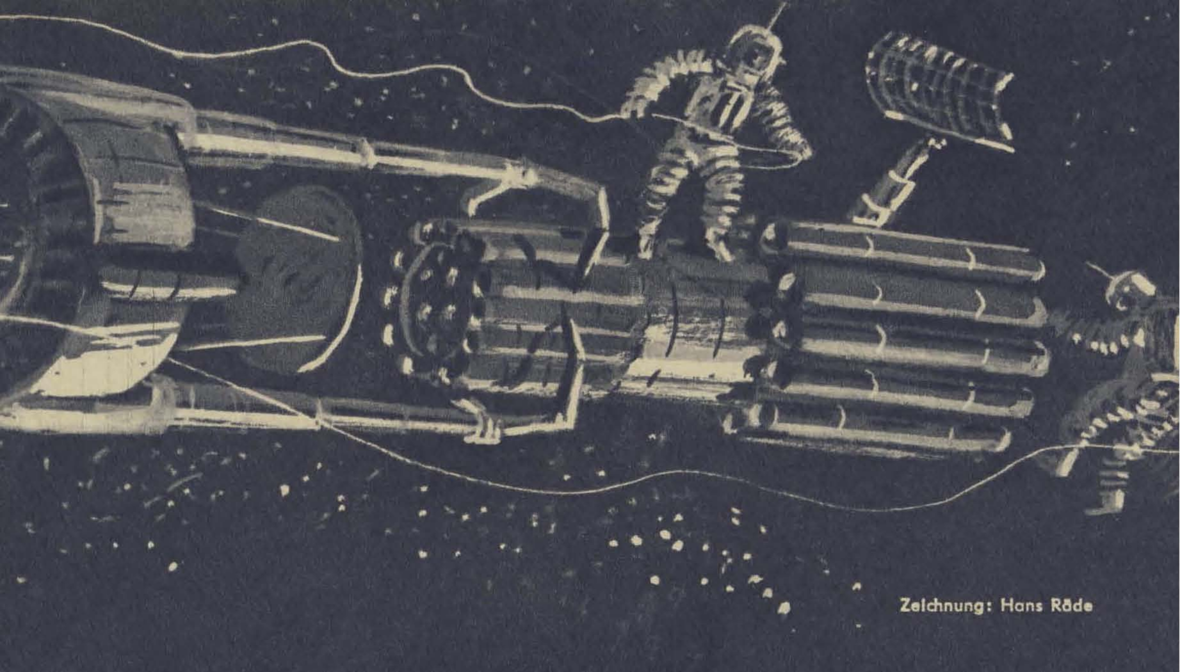


„Inspektion" im Weltraum?

Von **HEINZ MIELKE,**
Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Bedeutung der Rendezvoustechnik in der Raumfahrt bedarf wohl kaum noch einer grundsätzlichen und allzu ausführlichen Begründung. Für eine ganze Reihe von Spezialaufgaben wird das direkte Zusammenführen (Koppeln) zweier oder mehrerer bemannter Raumflugkörper in einer Erdumlaufbahn als notwendig vorausgesetzt. Auch wenn bei weiterer gesteigerter Leistungsfähigkeit der Trägerraketen ausreichend große Raumflugkörper auf Umlaufbahnen gebracht werden können, die als komplette Raumstationen für verschiedene Zwecke zu verwenden sind, so werden doch die Versorgung und Ablösung der Kosmonauten Rendezvous- und „Anlegemanöver" erforderlich machen. Für den Zusammenbau extrem großer Raumflugeinheiten wird darüber hinaus der Weg über die Rendezvoustechnik der einzige sein, um zum Ziel zu gelangen. Derartige Raumflugeinheiten stehen vor allem für besondere Mondflugvarianten und alle bemannten Planetenflüge auf dem Entwicklungsprogramm.

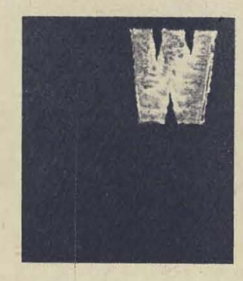
Im Bereich der militärischen Nutzung bemannter Raumflugkörper auf Erdumlaufbahnen kommt schließlich noch der Aufbau von Satelliten-Inspektionssystemen hinzu. Darunter versteht man das Vorhaben, mit Hilfe bemannter Raumschiffe Satelliten des Gegners bezüglich ihrer eventuellen militärischen Ausrüstung und Aufgabenstellung zu „inspizieren" und gegebenenfalls außer Funktion zu setzen bzw. eigene Satelliten zu überprüfen und unter Umständen zu reparieren. Jede dieser Aufgaben setzt die perfekte Beherrschung der Rendezvoustechnik voraus. Vor allem im letzten Abschnitt des Operationsprogramms, dem eigentlichen Annäherungs- bzw. Koppelungsmanöver. Hier ist eine Vielzahl von interessanten und in ihrer technischen Bewältigung auch äußerst komplizierten und schwierigen Problemen zu lösen. Nur durch das absolut exakte Zusammenwirken aller beteiligten Funktionsgruppen kann eine solche Aufgabe sicher erfüllt werden. Ein anschauliches Beispiel dafür, wie sich schon die geringste Störung in einem der technischen Untersysteme zu einem sehr ernsten Zwischenfall auswachsen kann, lieferte das amerikanische Rendezvousunternehmen mit „Gemini 8". Nachdem das eigentliche Kopplungsmanöver mit der „Agena"-Raketenstufe geglückt war, gerieten die beiden fest verbundenen Raumflugkörper durch einen Fehler im Lagesteuerungssystem in gefährliche Taumelbewegungen. Auch nachdem „Gemini 8" von der „Agena" getrennt war, führte die Raumkapsel durch die gleiche Fehlerursache heftige Rollbewegungen (1 Umdrehung je Sekunde) aus. Betrachtet man den Ablauf einer derartigen raumflug-technischen Operation näher, so läßt sich die Kompliziertheit des Zusammenwirkens der Funktionsgruppen mit den Anforderungen an die Betriebssicherheit der dazu benötigten Geräte und Baugruppen erkennen. Zunächst ist es erforderlich, daß auch nach der groben Bahnangleichung beider Raumflugkörper eine laufende Flugbahnvermessung und Positionsbestimmung erfolgt. Für diese Aufgabe werden die Bodenstationen eingesetzt. Die Resultate der elektronischen Auswertung werden als Unterlage für weitere Annäherungskorrekturen der anfliegenden Besatzung mitgeteilt. Über ein bordeigenes Funkmeßsystem nimmt sie gleichzeitig eigene Positions- und Entfernungsmessungen zum Zielobjekt vor. Alle diese Daten werden einer Bordrechenanlage zugeführt, die automatisch die Werte für die Steuerung der Antriebsimpulse zur weiteren Annäherung ermittelt. Für diese Feinkorrekturen, die mit meist „kalt" arbeitenden Hilfs-



Zeichnung: Hans Räde

triebwerken ausgeführt werden, sind die ständige exakte Lagekontrolle bzw. -korrektur des den Zielkörper anfliegenden Raumfluggerätes notwendig. Vor Beginn des Koppelungsmanövers muß das Zielobjekt in eine ganz bestimmte räumliche Lage gebracht werden, damit die jeweiligen Verbindungsvorrichtungen beider Raumflugkörper in die richtige Position kommen. Ist der Zielkörper dabei unbemannt, muß sein Lageregelungssystem über Funkkommandos von der Erde aus oder durch die Besatzung des anfliegenden Gerätes gesteuert werden. Um das aus bahnmechanischen Gründen besonders schwierige Heranmanöverieren auf geringste Entfernungen möglich zu machen, wird ein besonderes System eingesetzt. Es sorgt automatisch für die Übertragung der vom Korrekturmanöverrechner oder in der letzten Phase auch vom Kosmonauten nach Sicht gegebenen Steuerkommandos auf das möglichst „weich" arbeitende Manöverantriebssystem.
Die Funktion der Lageregelungssysteme beider Raumflugkörper spielt also schon bis zur Koppelung eine sehr wesentliche Rolle in diesem Operationsprogramm. Doch auch für alle weiteren Flugmanöver nach der starren Verbindung ist ihr einwandfreies Funktionieren ein entscheidender Faktor. Als aktive Organe werden dazu meist Druckgasdüsen verwendet, die sich außen an den Raumflugkörpern befinden. Da diese Düsen meist starr eingebaut sind, wirken sie wegen ihrer festliegenden Strahlrichtung ganz bestimmt auf die Bewegung des Raumflugkörpers ein. Geht beispielsweise die Schubrichtung einer solchen Düse durch den Massemittelpunkt (Schwerpunkt) des Gerätes, so lassen sich Bahnkorrekturen erzielen. Verläuft ihre Schubrichtung dagegen außerhalb des Schwerpunktes, so bewirkt ihre Funktion eine entsprechende Drehbewegung (Fluglageänderung) um den Massemittelpunkt. Durch gekoppelten Einsatz mehrerer Düsen können so die verschiedensten Bewegungen zur Bahn- und Fluglageänderung eingeleitet bzw. auch wieder aufgehoben werden.
Es wurde schon angedeutet, daß beim Umsetzen der Steuerkommandos bei manuellen Eingriffen in die Funktion der einzelnen Strahldüsen oder Düsengruppen die bahnmechanischen Verhältnisse besonders berücksichtigt werden müssen. Als stark vereinfachtes Beispiel soll angenommen werden, daß zwei Raumflugkörper in der gleichen Kreisbahn in größerem Abstand hintereinander herfliegen. Würde nun der Kosmonaut des nachfolgenden Raumschiffes versuchen, wie es bei Fahrzeugen auf der Erde durchaus logisch wäre, durch Beschleunigen in der Flugrichtung („Gas geben") zu dem voranfliegenden Zielobjekt aufzuschließen, so ergäbe sich ein völlig andersartiger Effekt. Sein eigenes Raumschiff würde durch die so gesteigerte Umlaufgeschwindigkeit auf eine höher liegende Bahn getragen werden. Nach dem zweiten Keplerschen Gesetz würde es dabei gegenüber dem anderen Raumflugkörper allmählich langsamer werden und damit sogar noch die Entfernung vergrößern. Das gewünschte Resultat ließe sich paradoxerweise nur dann erzielen, wenn das nachfolgende Raumschiff zunächst etwas abgebremst wird. Dann käme es auf eine etwas tiefer liegende Bahn, würde dadurch auch schneller und könnte so zu dem anderen, sozusagen auf der „Innenbahn" entsprechend aufschließen. Es ließe sich endlich durch einen entsprechenden Beschleunigungsimpuls wieder auf die höhere Umlaufbahn und damit auch in die unmittelbare Nähe des anderen Raumschiffs bringen. Erst dann wäre eine „Inspektion" oder Kopplung möglich.

In allen Lagen einsatzbereit, die MPI K. Ihr geringes Gewicht, die hohe Beweglichkeit und das große Fassungsvermögen des Magazins machen sie besonders für den Orts-, Wald- und Grabenkampf geeignet.



er war eher da, die Henne oder das Ei? Dieses oft zitierte Wort läßt sich auch auf das Problem der Standardisierung der Schützenwaffen übertragen. Was wird also eher entwickelt, die Waffe oder die Patrone? So paradox es scheinen mag, die Patrone bringt die Waffe hervor! Die Konstrukteure von Schützenwaffen betrachten es als Grundsatz, zuerst die allen Anforderungen entsprechende Patrone zu schaffen, um danach den Waffentyp bzw. die „Familie" zu entwickeln.

Welche Gesichtspunkte sind dafür maßgebend? Die Patrone muß bei relativ geringer Masse und Größe hohe taktische Eigenschaften wie große Schußentfernung, Durchschlagskraft des Geschosses und die

Verwendbarkeit in den dafür vorgesehenen Waffen und Nachfolgetypen ermöglichen. Ist dieses Problem zur völligen Zufriedenheit gelöst, steht der Vereinheitlichung der Schützenwaffen nichts mehr im Wege.

In den Armeen des sozialistischen Lagers ist dieses Bestreben seit einigen Jahren in die Tat umgesetzt worden. Die Einheitspatrone M 43 ermöglichte die Konstruktion der bekannten „Kalaschnikow"-Modelle – MPi K, MPi KmS und MPi KM sowie des daraus entstandenen leichten Maschinengewehrs. Alle diese Modelle erfüllen die an moderne Schützenwaffen gestellten Anforderungen: geringe Masse, lange Lebensdauer und Funktionssicherheit, einfache Bedienung, starke Feuerdichte und



Das IMG kann aus allen daneben liegenden Teilen – die von allen „Kalaschnikow"-Waffen stammen – schußbereit gemacht werden . . .

„Kalaschnikow" führt

. . . und mit MPi-Magazin ebenso feuern wie die MPi KmS mit dem Trommelmagazin.

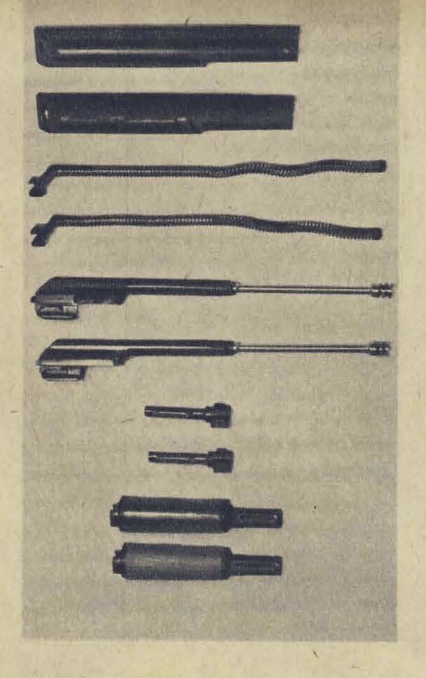
Treffsicherheit bei Dauerfeuer, vereinfachte Ersatzteilversorgung und Instandsetzung sowie eine vereinfachte Ausbildung des waffentechnischen Personals. Hinzu kommt, daß die MPi-Schützen gleichzeitig ohne besondere Ausbildung das lMG bedienen können und umgekehrt.

Der größte Vorteil unserer Schützenwaffen aber ist, daß sie alle nach dem gleichen Prinzip arbeiten und deshalb eine ganze Reihe untereinander austauschbarer Teile besitzen. Welche Vorteile das unter Gefechtsbedingungen bietet, liegt offen auf der Hand.

Fällt z. B. bei einer der MPi oder beim lMG ein Einzelteil oder eine Baugruppe aus, so kann der defekte Teil sofort durch einen aus der anderen Waffe ersetzt werden.

So kann der Schütze ohne besondere Hilfsmittel z. B. sofort den Gehäusedeckel, die Schließereinrichtung, die Schloßführung, das Schloß, das Führungsrohr mit oberem Handschutz und die Magazine bzw. Trommeln im Notfall auswechseln.

Verschiedene Einzelteile der MPi und des lMG nebeneinander. Preisfrage: welche gehören zum MG bzw. zur MPi?



Vier Mitglieder einer „Familie". Alle arbeiten nach dem gleichen Prinzip, jeder kann jedem im Notfall „helfen".



Fällt in der Gruppe die wichtigste Waffe, das MG, aus, dann kann es durch den Einbau von MPi-Teilen in kürzester Frist wieder einsatzklar sein. Ein MPi-Schütze wiederum kann ohne weiteres das Schloß des lMG oder ein Trommelmagazin in seine Waffe einsetzen. Diesen hohen Grad der Standardisierung hat noch keine imperialistische Armee erreicht.

Obwohl es in der NATO seit etwa 10 Jahren die NATO-Einheitspatrone gibt, müssen die Fachleute noch heute feststellen, daß es ihnen noch nicht gelungen ist, „eine Einheitswaffe herauszubringen, die die Aufgaben der Gewehre, Maschinenpistolen und leichten Maschinengewehre löst". Dieses Eingeständnis des Nachhinkens auch auf diesem Gebiet der Bewaffnung machte vor einiger Zeit die westdeutsche Militärzeitschrift „Soldat und Technik" in einem Vergleich zwischen den „Kalaschnikow"-Waffen und denen der westlichen Armeen. Die Bilanz: Unsere „Kalaschnikows" sind wahre Standardwaffen. Die NATO-Streitkräfte müssen sich noch immer mit vier MPi-Typen, neun lMG-Arten und acht Gewehrmodellen befassen.

Daraus ergibt sich, daß die sozialistischen Armeen nicht nur bei den schweren Waffen uneingeschränkt überlegen sind, sondern auch auf dem Gebiet der leichten Bewaffnung.

Major Knöppler

Im Zimmer nebenan...

Kriminalerzählung
von Wolfgang Mittmann



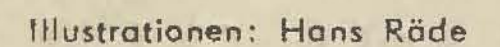
or den Fenstern des Restaurants flimmerte Budapests abendliches Lichtermeer. Das ehrwürdige Parlamentsgebäude, die weißen Kuppeln der Fischerbastei und die neuerbaute Elisabethbrücke erstrahlten im Lichte unzähliger Scheinwerfer.
Behaglich lehnte ich mich in den Sessel zurück. Ich hatte Urlaub, vierzehn Tage Erholungsurlaub und war nun froh, endlich einmal nichts von Tatortbefundsberichten, Vernehmungsprotokollen und Alibis hören zu müssen. Ich riß meinen Blick vom nächtlichen Panorama der Donaumetropole los und wandte mich wieder der ausgelassenen Runde am Tisch zu. Der Ungarwein hatte die Zungen bereits gelöst, so daß wir uns – obwohl es mit den gegenseitigen Sprachkenntnissen ein wenig haperte – ganz ausgezeichnet verstanden. Wir, das waren tschechoslowakische, polnische und deutsche Touristen, die mit ungarischen Freunden im Restaurant des Budapester „Grand-Hotels" beisammen saßen.
Der Abend war also bisher ganz harmonisch verlaufen. Die Zigeunerkapelle spielte gerade einen feurigen Czardas, als unvermittelt das Licht erlosch. Ein paar erschrockene Ausrufe waren zu hören, dann flammten die ersten Kerzen auf, und die Kapelle setzte wieder ein. Der ganze Vorfall hatte kaum drei, vier Minuten gedauert, und keiner der Gäste nahm daran Anstoß, daß die elektrische Beleuchtung auch in der nächsten Stunde nicht wieder eingeschaltet wurde. Im Gegenteil – der Schimmer der Kerzen ließ die Romantik der Zigeunermusik erst richtig zur Geltung kommen.
Ich erhob mich und schlenderte langsam in die Hotelhalle hinaus, wo ich mir eine Zigarette anzündete. Da sprach mich ein Mann an, dem Tonfall nach zu urteilen auf ungarisch. Bedauernd zuckte ich die Achseln. „Leider, ich kann Sie nicht verstehen!"
„Verzeihung", meinte da der andere in stark akzentuiertem Deutsch, „würden Sie mir bitte Feuer geben?"
Bereitwillig bot ich mein Feuerzeug an. Mein Gegenüber war, soweit sich das im Schein der winzigen Flamme erkennen ließ, ein untersetzter, schwarzhaariger Mann von etwa fünfzig Jahren.
„Danke!" sagte er höflich, verbeugte sich mit freundlichem Lächeln und schritt durch den Hotelausgang. Es war reiner Zufall, daß ich in diesem Augenblick zur Uhr sah. Die Zeiger standen auf dreiundzwanzig Uhr vierzig.
Energisches Klopfen an der Zimmertür weckte mich wenige Stunden später aus dem schönsten Schlaf. „Herein!" knurrte ich ziemlich ungehalten. Man sollte einen doch wenigstens zur Urlaubszeit ausschlafen lassen.
Im Türrahmen erschien für einen Moment unser Reiseleiter, dann tauchte ein kleiner, drahtiger Mann auf, mit Hut und in dunklem Regenmantel.
„Guten Morgen!" grüßte er in tadellosem Deutsch. „Entschuldigen Sie, Genosse Wagner, daß wir so früh bei Ihnen eindringen. Mein Name ist Farkas, Major Farkas von der Budapester Mordkommission. Von Ihrem Reiseleiter habe ich erfahren, daß Sie Kriminalist der Volkspolizei sind."
„Mordkommission?" fragte ich verdutzt. „Was



um alles in der Welt will denn hier in Budapest die Mordkommission von mir?"
Über das Gesicht des Majors huschte ein flüchtiges Lächeln. „Ich gebe zu, daß das tatsächlich eine verhältnismäßig seltene Überraschung ist, aber außergewöhnliche Umstände zwingen uns dazu. – Im Zimmer nebenan ist ein Mord geschehen!"
Ob sich da jemand einen üblen Scherz mit mir erlauben wollte? Farkas schien meine Befürchtungen zu erraten. Er trat näher, hielt mir seinen Ausweis unter die Nase und sagte ernst: „Kommen Sie, bitte, Sie werden sich selbst überzeugen."
„Nebenan", überlegte ich laut, „Zimmer 413 oder 415?"
„Zimmer 413. Sandor Kovacz hieß der Gast. Er wurde erschlagen!"
Ich brauchte immer noch Zeit, diese Nachricht zu verdauen. Inzwischen fuhr der Major fort: „Wir dachten, daß Sie uns bei der Klärung des Falles behilflich sein könnten. Die Zimmer im vierten Stock sind fast ausschließlich von deutschen Touristen bewohnt. Es wird Ihnen weitaus leichter fallen als uns, mit Ihren Landsleuten unauffällig ins Gespräch zu kommen, um irgendwelche Anhaltspunkte oder Verdachtsmomente aufzuspüren." Farkas blickte mich einen Augenblick prüfend an und meinte abschließend: „Das heißt, wenn Sie wollen. Immerhin haben Sie Urlaub."
Urlaub hin, Urlaub her – natürlich sagte ich zu. Ruck-zuck war ich in den Kleidern und wurde dann von Major Farkas den anderen Genossen der Mordkommission vorgestellt. Sie musterten mich mit unverhohlener Neugier, und ich glaube, mir wäre es nicht anders gegangen, hätte man mir in der heimatlichen DDR einen ungarischen Kriminalisten als Verstärkung zugeteilt.
Der Major stieß die Tür zum Zimmer 413 auf. An der Schwelle stehenbleibend, überflog ich den Raum mit meinen Blicken. Das Zimmer hatte die gleiche Einrichtung wie meines. Moderne Möbel, große helle Fenster, an den Wänden gute Reproduktionen. Neben einem umgestürzten Schalensessel waren mit weißen Kreidestrichen die Umrisse des inzwischen abtransportierten Toten



markiert. Mein Bilck fiel auf einen metallenen Leuchter neben einer kleinen Blutlache am Boden. Wenige Meter weiter lag eine Kerze, die sich offenbar aus der Halterung gelöst hatte. Sie war aus rotem Wachs, hatte jedoch keine zylindrische Form, sondern verjüngte sich ganz leicht nach oben.
Farkas, der meinem Blick gefolgt war, bemerkte: „Gestern entstand im Hotel aus bisher noch ungeklärter Ursache ein Kurzschluß mit nachfolgendem Kabelbrand. Deshalb fiel die Stromversorgung für längere Zeit aus. Kovacz zündete sich nun vermutlich diese Kerze an, die wahrscheinlich für ähnliche Fälle bereitstand."
„Die Kerze ist ziemlich weit heruntergebrannt", sagte ich. „Der tödliche Schlag könnte mit dem Leuchter geführt worden sein, wobei die Kerze herunterfiel und erlosch. Die elektrische Beleuchtung setzte, wenn ich nicht irre, gegen dreiundzwanzig Uhr vierzig aus. Das ergibt die Möglichkeit, den Zeitpunkt des Mordes annähernd genau zu errechnen."
„Ausgezeichnet", meinte Farkas lachend, „unsere Zusammenarbeit beginnt bereits Früchte zu tragen. Die Idee ist nicht schlecht, noch dazu, weil das endgültige medizinische Gutachten über den in Frage kommenden Zeitraum noch aussteht. Allerdings — eine befriedigende Antwort auf unsere Frage werden wir nur erhalten, wenn die Kerze nicht schon vorher einmal in Gebrauch war."
„Unwahrscheinlich, Genosse Major! Sie unterschätzen das ungarische Hotelpersonal. Wenn die Kerze bereits einmal gebrannt hätte, wäre sie garantiert vom Zimmermädchen am nächsten Morgen ausgewechselt worden. Wir können nachher ja die Probe aufs Exempel machen. Meine Kerze hat gestern auch nur wenige Minuten gebrannt. Ich wette, bald habe ich trotzdem eine neue."
„Hm, Ihre Argumente sind nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen", gab der Major zu. Er bückte sich und hob den Leuchter vorsichtig auf. Es war eine durchgehend ziselierte Arbeit, so daß brauchbare Fingerabdrücke nicht zu erwarten waren. Farkas rief einen seiner Mitarbeiter herein, gab ihm den Leuchter und beauftragte ihn vermutlich eine dazugehörige neue Kerze zu besorgen. „Wir werden das Experiment machen", sagte er, zu mir gewandt. „Vielleicht hilft es uns tatsächlich auf eine Spur."


Illustrationen: Hans Räde



Die nächsten zwei Tage verbrachte ich durchaus nicht urlaubsgemäß. Ich führte unzählige Gespräche, quetschte die Mitglieder unserer Reisegruppe zwar möglichst unauffällig aber nach allen Regeln der Befragungskunst aus und knüpfte zahlreiche neue Bekanntschaften. Fast allen Befragten war aufgefallen, daß Kovacz kaum Kontakt zu anderen Hotelgästen pflegte. Bei längeren Gesprächen hatte ihn, bis auf einen Gast, niemand beobachtet. Und auch dieser konnte nicht allzuviel erzählen. Es sei in der Hotelbar gewesen, meinte er, und die Sache sei ihm überhaupt nur aufgefallen, weil Kovacz und sein Gesprächspartner recht geheimnisvoll miteinander getuschelt hätten und jedesmal verstummten, wenn jemand an ihrem Tisch vorbei gekommen sei. Übrigens sei der Fremde keiner von den Hotelgästen gewesen. Die Beschreibung des Fremden paßte auf jeden zweiten oder dritten Europäer.
Trotz dieses nur mageren Hinweises beschloß ich, den Major anzurufen und ihm sofort zu berichten.
Eine knappe Stunde später war Farkas bei mir im Hotel. Er brachte einen langaufgeschossenen Zivilisten mit, den er mir als Leutnant Emödi vorstellte. „Er versteht etwas vom Porträtzeichnen", erklärte er dazu. „Wir wollen versuchen, die Gesichtszüge des Mannes nach den Angaben Ihres Zeugen zu rekonstruieren."

Ich kannte die Methode. Wir hatten sie auch bei uns schon einige Male erfolgreich angewandt. Während Leutnant Emödi nach der Beschreibung des Zeugen eine Porträtskizze auf das Papier warf und sie wieder und wieder korrigierte, blickte ich ihm interessiert über die Schulter. Merkwürdig, das sich unter Emödis Bleistiftstrichen formende Gesicht kam mir immer bekannter vor. Ich schaute zu Major Farkas hinüber, doch der blickte ebenfalls wie fasziniert auf

die Zeichnung. „Ich weiß nicht", murmelte er, „irgendwo ist mir dieses Gesicht schon einmal begegnet. Zu dumm, daß ich im Augenblick nicht darauf komme. Na ja, wird mir schon noch einfallen."

Die beiden Kriminalisten verabschiedeten sich. In der Tür wandte sich Farkas jedoch noch einmal um. „Übrigens – das Experiment mit der Kerze hat ergeben, daß der Mord etwa gegen ein Uhr geschah."

Ein Uhr, überlegte ich. Gegen dreiundzwanzig Uhr vierzig hatte die Beleuchtung ausgesetzt. Dreiundzwanzig Uhr vierzig? Da war doch noch etwas gewesen? Richtig – der Mann mit der Zigarette. Der Mann auf der Zeichnung!

Mit wenigen Worten erklärte ich dem Major, was mir eben eingefallen war. Damit machte ich ihn aber auch darauf aufmerksam, daß der Fremde fast eineinhalb Stunden vor dem Mord das Hotel verlassen habe. Und nach Aussagen des Portiers hatte nach dreiundzwanzig Uhr kein Fremder das Hotel betreten. Die Fenster des unteren Geschosses waren vergittert, und Spuren gewaltsamen Eindringens waren nirgends gefunden worden. Der Unbekannte auf Emödis Zeichnung konnte nicht Kovacz' Mörder sein!

Farkas nahm es schweigend zur Kenntnis. Er tat mir leid. Da hatte ich nun eine brauchbar erscheinende Spur gefunden – und mußte die aufkeimende Hoffnung auf einen schnellen Erfolg selbst wieder zunichte machen!

Ich sah den Major erst zwei Tage später wieder. Er kreuzte ganz plötzlich bei mir im Hotel auf, war sprühend guter Laune und lud mich zu einem Ausflug ein. In seinem Wagen fuhren wir durch Budapest, überquerten die Margarethenbrücke und rollten dann ins Budaer Bergland hinein. Schließlich bog Farkas in einen kleinen Waldweg ein. Zwischen den Bäumen tauchte eine bröcklige Mauer auf, die von zwei Torpfeilern, zwischen denen ein eisernes, stark verrostetes Gittertor hing, unterbrochen wurde.

Der Major bremste. „Wir sind da", sagte er und entnahm dem Handschuhfach eine Taschenlampe. Wir schritten durch den verwilderten Vorgarten auf eine Villa zu, die sich im Hintergrund erhob. Matt blinkten zerbrochene, schmutzige Scheiben. Farkas zückte einen überdimensionalen Schlüssel und schob ihn ins Schloß. Es knirschte rostig, dann gab die Tür nach.

Wir standen in einer geräumigen Diele. Der Major knipste seine Taschenlampe an und steuerte zielbewußt auf eine Treppe zu, die ins Obergeschoß führte. Die Stufen knarrten unter unseren Schritten.

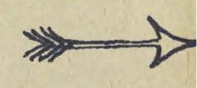
In diesem Augenblick machte ich eine Feststellung, die meinen Pulsschlag augenblicklich erhöhte. Im Staub der Treppe waren deutlich Schuhspuren zu erkennen. Unwillkürlich faßte ich den Major am Arm und deutete nach unten. Farkas nickte freundlich. „Ich weiß", meinte er. „Die Tapsen sind unter anderem von mir. Dann sind da noch die Spuren eines inzwischen Ermordeten – Kovacz – und die eines Mannes, der sich inzwischen unter Staatsaufsicht befindet."

Wir waren im ersten Stock angelangt, und Farkas öffnete eine Tür. Stickige Luft schlug uns entgegen. An den Wänden, auf Stühlen, auf dem Fußboden – überall hingen oder standen Bilder. Alles wertvolle Ölgemälde, soweit ich das einschätzen konnte, wunderbare Werke alter Meister, die mich sofort in ihren Bann zogen. Wie im Traum schritt ich von einem Bild zum anderen, während Major Farkas mit leiser Stimme den Rest der Geschichte zu erzählen begann:

„Diese Bilder sind ein Teil jener Kunstschätze, die seinerzeit die Nazis zusammenraubten und bei ihrer überstürzten Flucht zurückließen. Kovacz' Vater, einem Vertrauten der Horthy-Faschisten, gelang es, diese Gemälde in einem sicheren Versteck unterzubringen. Er selbst floh ins Ausland, wo er vor drei Jahren verstarb. In seinem Testament verriet er seinem Sohn das Versteck. So kehrte Sandor Kovacz nach Ungarn zurück. Er wurde von Imre Szabo begleitet, einem Kriegsverbrecher, der 1945 untergetaucht war und seit 1956 erneut von sich Reden machte. Seit dem konterrevolutionären Putschversuch steht er auf den Fahndungslisten unserer Sicherheitsorgane. Deshalb kam mir sein Gesicht auch gleich so bekannt vor, als ich das gezeichnete Porträt sah. Natürlich war er im Unterschied zu Kovacz unter falschem Namen eingereist. Kovacz und Szabo holten die Bilder aus dem Versteck und bewahrten sie vorerst in dieser verlassenen Villa auf. Als Szabo die ins Ausland führenden Kanäle für den Schmuggel der Bilder vorbereitet hatte, faßte er den Entschluß, Kovacz zu ermorden. Um allerdings Ungarn ungehindert und ‚legal' wieder verlassen zu können, baute er sich ein äußerst raffiniertes Alibi zusammen – und ich muß ehrlich gestehen, wir wären ihm auch beinahe auf den Leim gegangen. Erst Ihre Bemerkung, Genosse Wagner, daß Szabo zur Mordzeit längst nicht mehr im Hotel gewesen sei, veranlaßte mich zu einer nochmaligen Untersuchung der Kerze. Und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Die Kerze aus dem Zimmer 413 und die Vergleichskerze hatten nach dem Experiment zwar die gleiche Länge, aber an den Spitzen nicht den gleichen Durchmesser! Die Kerze aus dem Zimmer des Toten war etwas dünner. In der Höhe des abgebrannten Dochtes hatte sie den gleichen Durchmesser wie eine neue Kerze zwei bis drei Minuten nach dem Anzünden. Das bedeutet, daß die Kerze erst nach der Tat entzündet wurde. Nach dem Mord, den Szabo etwa gegen dreiundzwanzig Uhr zwanzig beging, schnitt er die Kerze am unteren Ende ab und ließ sie ein wenig herunterbrennen, um uns auf eine falsche Fährte zu locken. Jetzt brauchte er nur noch seinen Kurzschluß zu bewerkstelligen und sich einen Zeugen zu suchen, der ihn beim Verlassen des Hotels sah, um gewiß zu sein, daß sich später keiner um den Fremden kümmern würde, der bereits um dreiundzwanzig Uhr vierzig das Hotel verlassen hatte.

Der Zeuge waren Sie, Genosse Wagner – und damit hatte er schon verspielt", schloß Farkas mit verbindlicher Höflichkeit. Nun ja, ich bin Realist genug, um meinen Anteil an der Aufklärung des Falles etwas bescheidener einzuschätzen. Aber immerhin, die Zusammenarbeit hatte Spaß gemacht, und so sagte ich meinerseits: „Ich habe gern unter Ihrer Leitung gearbeitet. Und falls Sie mich noch irgendwie benötigen sollten – ich habe noch ein paar Tage Urlaub!"

Geheimnis









Uber meines Liebchens Äugeln
Stehn verwundert alle Leute,
Ich, der Wiſſende dagegen
Weiß recht gut, was das bedeute.

Denn es heißt: Ich liebe dieſen
Und nicht etwa den und jenen,
Laſſet nur, ihr guten Leute,
Euer Wundern, euer Sehnen.

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket ſie wohl in die Runde;
Doch ſie ſucht nur zu verkünden
Ihm die nächſte ſüße Stunde.

Johann Wolfgang von Goethe



AR-COCKTAIL

Bonn-Bons

„Du, Tünnes, in Westdeutschland machte die Polizei auf DDR-Fahrplänen das Wort DDR unleserlich." – „Womit?" – „Mit Farbe und Pinsel." – „Sieht ihnen ähnlich!" – „Wieso?" – „Typische Einfalts-Pinsel!"

„Du, Tünnes, die ‚Welt' meldet, Lemmer ist der ungekrönte Skatkönig in Bonn." – „Ja, Schäl, das spürt man auch in Westberlin!" – „Wie meinst Du das?" – „Er reizt täglich!"



Zeichnung: Arndt

„Hör mal, der Bonner Innenminister Lücke ruft dazu auf, Liebesgaben nach Vietnam zu schicken!" – „Was verspricht er sich davon, Schäl?" – „Wahrscheinlich Erfolg, Tünnes!" – „Verstehe: Bomben-Erfolg!"

„Finde ich gut, Tünnes! Der Journalist Rüdiger Altmann schlug in Bonn Maßnahmen zur Wiedervereinigung vor!" – „Und was sagte er?" – „Machen wir doch mal von dem, was wir bisher getan haben, das glatte Gegenteil!" – „Das glatte Gegenteil?" – „Na klar: Was Vernünftiges!"

„Tünnes, der Rainer Barzel von der CSU/CDU begründet Erhards Sparprogramm mit den Worten: ‚Die Bundesrepublik braucht Geld für Politik!'" – „Das klingt mir bekannt!" – „Wie denn?" – „Kanonen statt Butter!"



(UdSSR)

Treue

Sowjetunion. Kriegswinter 1943.

Juri Nikitin, Schüler noch, fühlt sich wert und reif den Platz des gefallenen Vaters einzunehmen. Vorerst aber gilt es als Offiziersschüler einer Infanterieschule, die notwendigen militärischen Kenntnisse und eine hohe Kampfmoral zu erwerben. Und er steht nicht allein. Hunderttausende haben sich freiwillig gemeldet. Schmerz um den Verlust eines geliebten Menschen, unbändiger Haß auf die, die ihr Leben störten, wütende Verzweiflung und – Liebe, Liebe zur Liebe und zum Leben ist die Triebkraft ihres Handelns. Darüber hinaus aber verbindet sie alle bewußt oder unbewußt, ahnend oder erkennend, fühlend oder wissend – die Treue. Treu seinem Gelöbnis als Pionier, als Komsomolze, als Soldat. Treu einander, treu der geliebten Heimat, treu seinen Idealen und Ideen, treu sich selbst, so geht jeder den schweren Weg an die Front, und nicht nur Juri läßt dabei eine Liebe zurück . . .

Kein Kriegsfilm im üblichen Sinne also, sondern „nur" ein Film, der ein Stück Alltag aus dem Krieg erzählt. Die durchschnittliche Geschichte eines durchschnittlichen Jungen in einer durchschnittlichen Kleinstadt. Aber gerade darum so erschütternd, so unbedingt ehrlich und wahr. Ein Film, der den Krieg noch hassenswerter und das Leben noch verehrungswürdiger erscheinen läßt. -Rs-



Werkstoff Glas

Wer besonderen Wert auf das formvollendete Aussehen selbstgebastelter Geräte legt, bevorzugt auch im Zeitalter der Plaste häufig noch das Glas zum Verkleiden von Skalen, zum Abdecken von Tabellen usw. Allerdings scheut sich mancher Bastler davor, Glas zu verwenden, weil ihm die Bearbeitung zu schwierig erscheint. Jedoch auch hier trifft das alte Wort zu: Wenn man's kann, ist's nicht schwer.

Wichtigstes Instrument der Glasbearbeitung ist der Glasschneider. Könner schneiden mit dem Diamanten. – Genau genommen handelt es sich nur um einen Diamantsplitter, der in einen Schaft eingesetzt ist. Damit der Diamant vor Beschädigungen bewahrt bleibt, ist die Seite, mit der das Schneidinstrument an die Führungsschiene angelegt wird, gekennzeichnet.

Der Diamant schneidet tief, wenn auch der Schnitt kaum zu sehen ist. Erscheint der Schnitt weißlich sichtbar, so ist kaum die Oberfläche des Glases geritzt, und ein sauberes Abbrechen ist nicht gewährleistet.

Das mit dem Glasschneider geritzte Glas wird von unten mit dem Metallende des Schaftes beklopft. Dabei

Verlag Neues Leben 1965, 378 S., 7,50 MDN.



Georgi Markow: Zeit im Gepäck

Zugegeben, leicht wird einem das Lesen zu Beginn nicht gemacht. Es geht etwas schwerfällig, ehe man in die Geschichte hineinkommt. Doch dann ... Das Buch handelt von Soldaten. Genauer: Von Soldaten, die Reservisten werden. Die Träume haben, Vorstellungen, Erwartungen. Die in langer Ausbildungszeit etwas gewonnen, die zu sich gefunden haben, älter und vor allem reifer geworden sind. Das Leben liegt vor ihnen. Und drei von ihnen begleiten wir knapp während ihrer Soldatenzeit, ausführlicher danach als Reservisten. Drei, die glauben, Freunde geworden zu sein: Mladen, der Gefreiter wurde in der Armee, der später am höchsten von ihnen steigt, wobei er moralisch immer tiefer sinkt – ein Karrierist; Sascho, der nur sein Leben leben will, der unzählige Eskapaden mit Frauen hinter sich hat, wobei es ihn wenig störte, ob sie ledig oder verheiratet waren – trotz allem ein Kerl, auf den man sich verlassen kann; Iwan, der Physiker, Professor genannt, nachdenklich, zurückhaltend, zuverlässig – der zweimal etwas tut, was niemand von ihm erwartet, dabei einmal sein Leben einsetzend, ein andermal seine Anstellung. Jeder dieser Freunde strebt auf seine Weise zu einem Ziel, und unterschiedlich verläuft ihr Weg. Dies aber wird plastisch: Nicht äußerer Erfolg ist allein wesentlich – auch nicht der bei Frauen. Anerkennung will verdient sein durch ehrliches, sauberes Handeln und gestützt durch menschliche Qualität. Sie besitzt Iwan, der Physiker; sie erringt sich Sascho, der in zwei Jahren Dienstzeit so oft im Arrest gewesen ist wie keiner im Regiment, auf seinen Irrwegen; nach ihr trachtet Mladen nicht.

Ihre Freundschaft zerbricht, doch Iwan und Sascho bleiben nicht allein.

Georgi Markow gestaltet weniger die gesamte Entwicklung dieser jungen Leute, er spiegelt ihr Verhalten nur in bestimmten Situationen. Aber er trifft die Probleme genau, er bleibt real, und deshalb rückt uns das Buch recht nahe, deshalb wird es im besonderen Maße lesenswert.

Thomas



UNTERLEUTNANT LEONID SHABOTINSKI

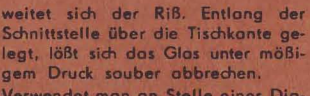
27 Jahre alt, Beruf: Lehrer, Klub: ZSKA Moskau, größte Erfolge: Dritter der Weltmeisterschaften 1963 in Stockholm, Goldmedaillengewinner der Olympischen Spiele 1964 in Tokio.

Als der Stern Leonid Shabotinskis am Gewichtheberhimmel aufging, erstrahlte der Juri Wlassows schon im hellsten Glanz. Man nahm den Hünen aus Charkow eigentlich erst 1961 richtig ernst, als er urplötzlich 500 Kilo bewältigte. Da war er gerade Soldat der Sowjetarmee geworden. Nun ließ man ihn seine Sachen packen und nach Moskau versetzen.



Genauer gesagt: zum Zentralen Armeesportklub, wo sein großes Vorbild Juri Wlassow schon jahrelang trainierte. Der junge, 155 kg schwere Shabotinski, der früher Hockey spielte und sich im Diskuswerfen übte, feilte dort unter Anleitung erfahrener Trainer an der Technik des Reißens, Stoßens und Drückens. Schon 1963 konnte man die ungeheure Kraft des Schwergewichtlers, gepaart mit vollendeter Technik, bei den Welttitelkämpfen in Stockholm bewundern. Leonid wurde, und das galt als nicht geringe Überraschung, Bronzemedaillengewinner. Für eine ausgesprochene Sensation aber sorgte er schon ein Jahr später, als er in Tokio den Olympiasieger von Rom, seinen Freund und Klubkameraden Juri Wlassow entthronte. Für die Berliner Weltmeisterschaften im Oktober gilt er nun schon als haushoher Favorit, zumal Juri Wlassow infolge längerer Krankheit nicht an den Start gehen wird. **KW**

weitet sich der Riß. Entlang der Schnittstelle über die Tischkante gelegt, läßt sich das Glas unter mäßigem Druck sauber abbrechen.



Verwendet man an Stelle eines Diamantsplitters ein Rädchen aus einer Kohlenstoff-Wolfram-Legierung, so läßt sich das Material natürlich ebenfalls schneiden, doch muß man ein wenig stärker auf den Schaft des Gerätes drücken.

Unter eine größere Glasfläche wird beim Schneiden Filz gelegt oder mindestens eine stärkere Wolldecke, damit das Glas nicht springt.

Löcher werden nach Möglichkeit nur mit Bohrern aus harten Legierungen gebohrt. Eventuell kann man sich einen solchen Bohrer aus Silberstahl selbst anfertigen. Er müßte lanzettförmig sein, mit einem Scheitelwinkel von 60–70 Grad, und natürlich beidseitig geschärft. Die Bohrstelle wird mit Petroleum oder mit in Terpentin aufgelöstem Kampfer angefeuchtet.

Größere Löcher müssen mit einem Hohlbohrer gebohrt werden. Man fertigt ihn aus einem Kupferröhrchen, etwa 30 mm lang, das auf einen Propfen aus hartem Holz gesetzt wird. In der Mitte des Pfropfens befindet sich eine Stahlspitze, die in das mit einem kleinen Bohrer angerissene Loch gesetzt wird. Günstig ist es, den Hohlbohrer in eine Tischbohrmaschine einzuspannen. Das Glas wird mit einer Mischung aus Öl und Petroleum angefeuchtet und mit Karborundpulver bestreut. – gb –

Berühmter Rasen



Einer der Höhepunkte im englischen Fußballeben: Das Pokalendspiel im Wembley.

Aus den Annalen des Wembley-Stadions, Schauplatz des Endspiels der Fußball-Weltmeisterschaft 1966 · von Wolf Hempel

Ehrwürdige Herren blicken entsetzt und ratlos zugleich auf das Meer von Menschen. Da stehen die Gentlemen in der standesgemäßen englischen Kleidung in der Ehrenloge und wagen nicht zu lächeln und nicht zu zürnen. Eben weil es unenglisch ist, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Ohne eine Miene zu verziehen, winkt auch König Georg V. den begeisterten Menschen zu.

An diesem 28. April 1923 ...

Hilflos zeigt sich auch lange Zeit die Polizei, bei der Eröffnung des Wembley-Stadions. Beinahe 200 000 Fans stürmten die nur 100 000 Besucher fassende Anlage und überströmten den gesamten Innenraum. Es dauert 40 Minuten bis berittene Polizei das Chaos beseitigt hat und mehr als 50 000 durch die Portale außerhalb des Ovals vertrieben hat. Offizielle Statistiken geben so 126 947 Zuschauer beim Eröffnungstreffen, dem Pokalendspiel Bolton Wanderers–West Ham United (2:0), an, doch besagen andere Schätzungen, daß weitere 25 000 dicht gedrängt an den Seitenlinien das Spiel verfolgten. Chaos, Rekordzuschauerzahl und Publikumsmagnet – so steht es also bereits in der Gründungsurkunde des englischen Nationalstadions in London, das im Juli als Schauplatz des Fußball-Weltmeisterschaftsendspiels die Aufmerksamkeit der Millionen Sportbegeisterten in aller Welt auf sich lenken wird. Dieses Wembley-Stadion, das sich seit jenem Eröffnungstage in seinem Aussehen 40 Jahre lang kaum veränderte, nun aber vor drei Jahren eine vollständige Überdachung über alle 100 000 Zuschauerplätze erhielt, nimmt im gesellschaftlichen Leben Englands eine wichtige Stellung ein. Die Anlage ist Schauplatz der populärsten Veranstaltungen des Landes, vor allem im Fußball, aber nicht nur im Fußball. Wembley ist weder allein für den Fußball reserviert noch Eigentum der englischen Football Association oder die Heimstätte eines Fußballklubs. Alljährlich sieht das Stadion die bedeutendsten Windhundrennen, die nicht selten die Ränge des steilen, weiten Ovals bis auf den letzten Platz füllen.

Das Berufs-Rugbyfinale in jedem Mai ist bereits Tradition im Wembley. Gäste sind in jedem Jahr die Iren mit ihrem gälischen Fußball, einer Mischung aus Fußball, Rugby und Hockey. Regelmäßig begegnen sich hier die Hockeydamen Englands und Schottlands mit 50–60 000 lautstarken Fanatikern auf den Rängen.

Das bedeutendste bisherige Ereignis im Wembley waren die Olympischen Spiele 1948. Für dieses Fest wurde damals eigens eine Aschenbahn im Stadion angelegt, die jedoch zum Entsetzen der Leichtathletikfreunde unmittelbar nach den Spielen wieder abgetragen wurde, um Windhundrennen durchzuführen. Die Goldmedaille im Fußball erspielten sich auf dem olympischen Wembley-Rasen die Schweden um Nils Liedholm, Gunnar Nordahl und Gunnar Gren durch einen 3:1-Sieg über Jugoslawien.

Nur zu besonderen Großereignissen wird das Stadion, das Eigentum einer G.m.b.H. ist, für den Fußball reserviert. Die traditionellen Schülerländerspiele England–Schottland locken bis zu 100 000 Zuschauer an. Seit 1923 ist die Anlage Schauplatz des englischen Pokalendspiels.

Seit dem ersten Länderspiel im Wembley, am 14. April 1924 England–Schottland, bestreitet Englands Nationalelf fast alle ihre Heimspiele auf dem traditionsreichen Rasen dieses Stadions. Die Engländer erlebten in dem Londoner Vorort nicht nur glückliche Stunden, sondern auch ihre bittersten Niederlagen – so 1928 das 1:5 gegen die „blue Devils", die „blauen Teufel" Schottlands, und am 25. November 1953 das legendäre 3:6 gegen Ungarns Fußballzauberer, das nicht nur den englischen Heimnimbus zerstörte, bis dahin gegen Ländervertretungen außerhalb der britischen Inseln unbesiegt zu sein, sondern mehr noch den Glauben an die Vorherrschaft des Fußball-Mutterlandes. Beinahe hilflos wirkten damals die Engländer gegen die Ungarn. Und in dieser englischen Elf standen immerhin so weltberühmte, großartige Spieler wie Taylor, Mortensen, Matthews, Wright und Ramsay. Derselbe Alf Ramsay, der die rechten Lehren aus Englands jahrelangen selbstzufriedenen, konservativen Auffassungen über das auf der Insel geprägte und inzwischen überholte WM-System zog und als Manager der Nationalelf England wieder zu hohem Ansehen verhalf. Heute ist England einer der heißen Favoriten für die diesjährige Weltmeisterschaft.

In Wembley spielten bereits fast alle Großen des Weltfußballs: Djalma Santos, Gilmar, Eusebio, Di Stefano, Jaschin, Masopust, Rivera. Einer der größten Fußballer unserer Zeit aber gab seine Visitenkarte noch nicht in London ab, Pele. Das soll im Juli nachgeholt werden. Die Engländer bereiten mit ihren Kräften alles auf das sorgfältigste vor für dieses Fest des Weltsportes. Vergessen werden dabei auch nicht die farbenprächtigen Aufzüge ihrer Garde, die Schaugepränge, die so eng mit englischen Traditionen verknüpft sind wie das Wembley-Stadion selbst.

Der berüchtigte Londoner Smog, das Gemisch aus Rauch und Nebel verschonte bisher Wembley, weil es relativ hoch liegt. Der Glanz des Finales wird also von keinem Nebelschleier verhüllt werden.

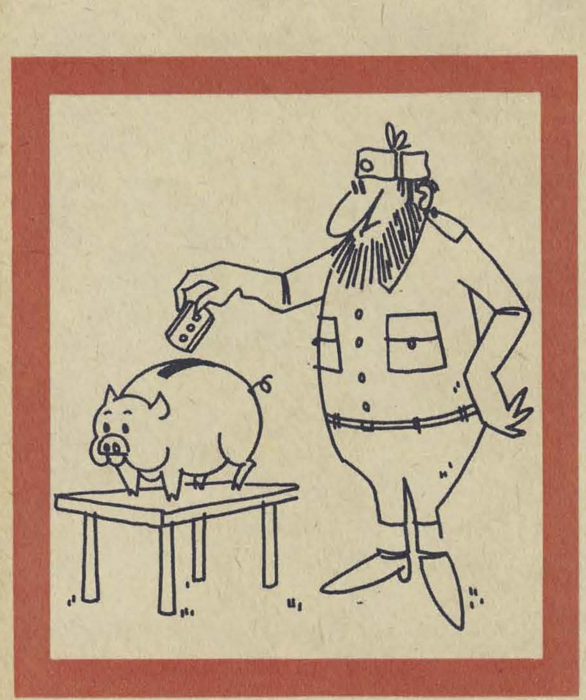


Die Kulisse von 100 000 fanatischen Fußballanhängern ist ein imposanter Rahmen für solch packende Torszenen.

Soldaten schreiben für Soldaten

Die Verlobung

Tiefer Winter war in das Erzgebirge eingezogen. Die Fichten an den Hängen trugen eine schwere Last. Schneewehen machten den Weg zu einer Strapaze. Es war schon bequemer, das alte, ehrwürdige Gebäude nicht zu verlassen. Der große Kamin machte den Aufenthalt im Klubraum gemütlich. Aber nun beherbergte das Haus keine alten Leute, die abends ein Stündchen am Ofen sitzen und dann in das vorgewärmte Bett steigen, sondern einige junge Soldaten, die hier ihren Urlaub verlebten. Die Abende wurden mit der Zeit langweilig. So mußte es aber nicht sein. Unsere Soldaten waren erfinderisch. Die netten, fleißigen Mädchen des Heimes blieben bei dieser Witterung doch auch im Haus. So mußte sich eben ein Anlaß finden, um sich bei einem Gläschen Grog oder Wein zu einem geselligen Beisammensein treffen zu können. Und er wurde gefunden: Zum Abendbrot verkündete jeweils einer der Übermütigen, daß er sich heute Abend mit der Krankenschwester, der HO-Verkäuferin oder einer Serviererin verlobe. Nach dem Essen wurde also gefeiert, gesungen und getanzt. Ein Kuß der „Verlobten" war dann der Höhepunkt des Abends. So bekam auch Gerd seinen Auftrag. Er sollte in einer Woche drankommen. Alles war gespannt, wie er das wohl anstellen würde, war er doch klar als „Schüchterner" eingestuft worden. Man traute ihm gar nicht zu, daß er eines der Mädchen zur „Verlobungsfeier" führen und den Kuß wagen könnte. Na, das würde ja ein Heidenspaß werden!



Der Tag, an dem Gerd seinen „Auftrag" zu erfüllen hatte, kam heran. Doch Gerd hatte für diese Sache nichts übrig. Die Soldaten wollten aber auf diesen Spaß nicht verzichten. Sie versuchten es mit Spaß und Witz. „Also Gerd, wenn du heute Abend einem Mädchen den Verlobungskuß gibst, dann spendiere ich den Wein", forderte ihn einer der Initiatoren der Feierlichkeiten heraus. Die anderen schlossen sich an. Sie wollten sogar die ganze Feier finanzieren. Sogar Konfekt für die Mädchen. Gerd müsse doch unbedingt ein Mädel küssen.

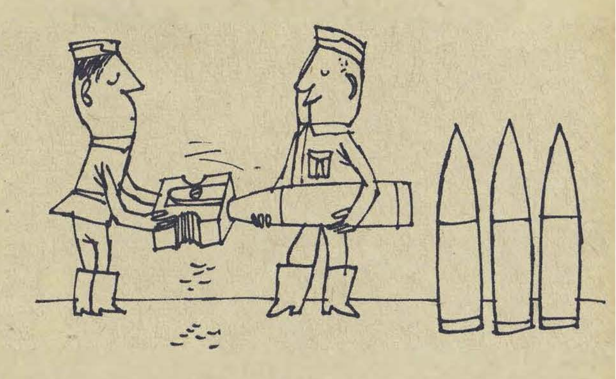
Schließlich sagte Gerd: „Ich nehme euch beim Wort." – „Abgemacht", quittierten die anderen.

Der Gong rief zum Abendessen. Erstaunen auf den Gesichtern. Eine festliche Tafel gab dem Speisesaal ein ganz vornehmes Aussehen. Als gar noch die Angestellten des Heimes Platz nahmen, wußte keiner, was das zu bedeuten hatte. Wie zufällig saßen auch Gerd und Inge, die jüngste Serviererin, nebeneinander. Eigenhändig servierte der Koch ein paar Flaschen Wein. Das Flüstern brach jäh ab, als Gerd sich erhob. „Liebe Freunde, die Serviererin Inge und ich beehren uns bekannt zu geben, daß wir uns heute verloben. Wir haben uns erlaubt, alle Anwesenden recht herzlich zur Verlobungsfeier einzuladen. Besonderer Dank gilt den Genossen, die uns freundlicherweise diese Feier finanzieren."

Aus der Tasche holte er ein Samtetui hervor und steckte seiner Inge einen goldenen Ring an den Finger. Dann folgte ein langer Kuß. So einen Kuß hatten die Gäste bei den bisherigen Verlobungsfeiern in diesem Heim noch nicht gesehen. Alle waren völlig überrascht. Niemandem war an den Tagen vorher etwas aufgefallen. Nur der Koch hatte beobachtet, daß beim Frühstück, bei jeder Mahlzeit Gerd mit seinen schwarzen Augen unablässig die jüngste Serviererin verfolgte, die zierliche blonde Inge. Auch sie hatte

an dem schwarzen Jungen in der Fliegeruniform Gefallen gefunden. Beim Tischtennisspiel nachmittags tauschten sie ganz zärtliche Blicke aus. Aber der Koch hatte in seinem Leben viel gesehen. Er behielt seine Entdeckung für sich.
Selbstverständlich lösten die Auftraggeber der Verlobung ihre finanziellen Verpflichtungen ein. Seitdem hat es in diesem Heim keinen Auftrag zur Verlobung mehr gegeben.

Fritz Ostmann



Mot.-Schützen-Latein

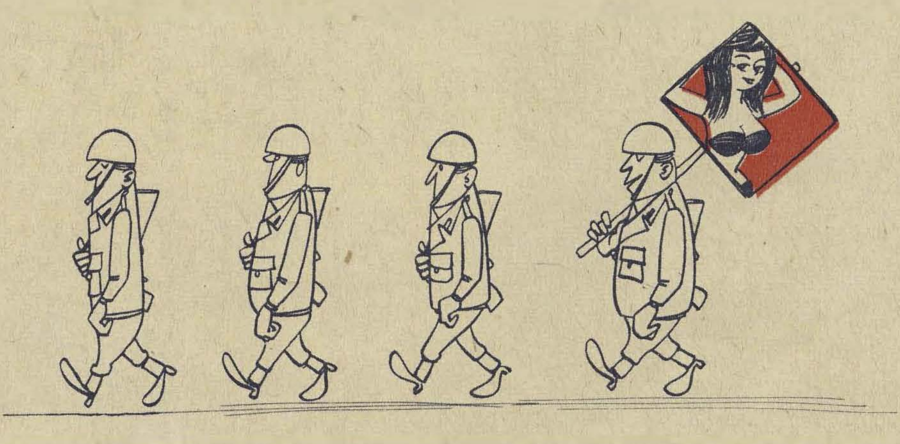
Willi hat seine Militärdienstpflicht bei der NVA abgeleistet. Als er wieder zu Hause ist, erzählt er: „Die Armee ist wirklich Klasse. Wir hatten sogar einmal zwei Monate lang ein Mädchen als Soldat verkleidet in unserer Kaserne, und kein Mensch hat etwas davon gemerkt."
„Willi, das kann doch nicht sein", meint einer. „Ihr standet doch morgens alle zusammen unter der Dusche ..."
„Ja, wir", lächelt Willi, „wir haben es ja auch alle gewußt, aber keiner hat sie verraten."

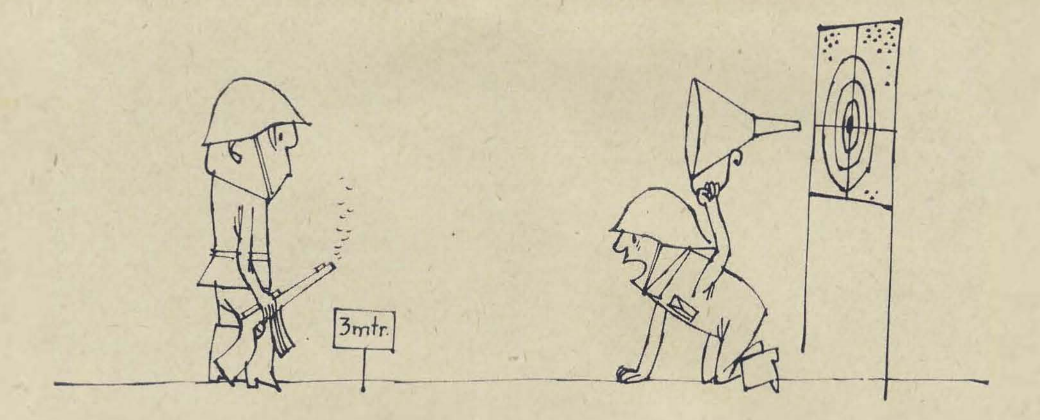
Seemanns-Garn

„Sag mal, Rudi, seitdem Eberhard bei der Marine ist, hängt bei ihm der rechte Arm tiefer als der linke herunter. Weißt du, was ihm dort passiert ist?"
„Passiert nicht. Er leidet nur an Gleichgewichtsstörungen."
„An Gleichgewichtsstörungen?"
„Ja, zur Erinnerung hat er sich auf den linken Arm die schlanke Evelin und rechts die mollige Heidi tätowieren lassen."

Der kranke Gitarrist

Der Kompanieabend ist in Gefahr, da die Regimentskapelle plötzlich anderweitig eingesetzt wird. Ich erhalte den Auftrag, im Regiment um jeden Preis Musiker aufzutreiben. Nach zwei Tagen habe ich einen Trompeter, einen Schlagzeuger und einen Akkordeonspieler. Fehlt also ein Gitarrist. Der Klubleiter des Regiments nennt mir einen: Soldat Stelzer, neu eingestellt in der Funkkompanie. Nun gibt es für Neueingestellte ja noch keinen Ausgang. Ich diskutiere mit dem Kompaniechef und erreiche schließlich, daß Stelzer spielen darf. Ich frage einen Soldaten auf dem Flur nach Stelzer und erfahre, daß er im Revier liegt. Ich erkundige mich, was ihm fehlt. Die Antwort der Stationsschwester ist niederschmetternd: gebrochenes Bein. Aber dann ein Hoffnungsschimmer. Am Freitag soll der Liegegips runter. „Also könnte er doch ..." sage ich, aber die Schwester sagt, daß der Gehgips, den Stelzer bekommen soll, bis Samstag auf keinen Fall fest wird. Ich frage, ob man denn den Gips nicht einen Tag früher ... Die Schwester verweist mich an den Arzt. Der Doktor ist zwar zunächst nicht gerade begeistert, aber schließlich willigt er ein. Ich triumphiere, lasse mir die Zimmernummer geben





und gehe zu Stelzer. Offensichtlich freut er sich darüber, Besuch zu bekommen. Als ich ihm aber sage, worum es geht, wird er verlegen und erinnert sich, daß es bei den Neuen noch einen Genossen namens Stelzer gibt. „Sicher meinst du den", sagt er, „ich bin nämlich völlig unmusikalisch!"

Peter Seydlitz

Gedankensplitter

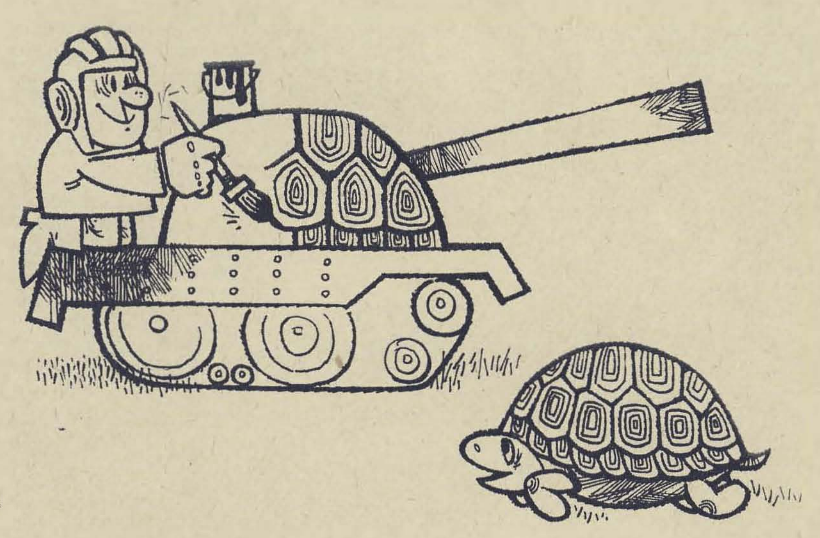
Klaus Schulze ist als Kamerad
stets hilfsbereit und heiter.
Weil er im Dienst ein Vorbild war,
drum wurde er Gefreiter.

Nur etwas fehlte ihm bisher:
Die Frau an seiner Seite.
Auch hier ist bald Beförderung:
Die Rita wird Gefreite.

Achim Fröhlich

Wink mit dem Zaunpfahl

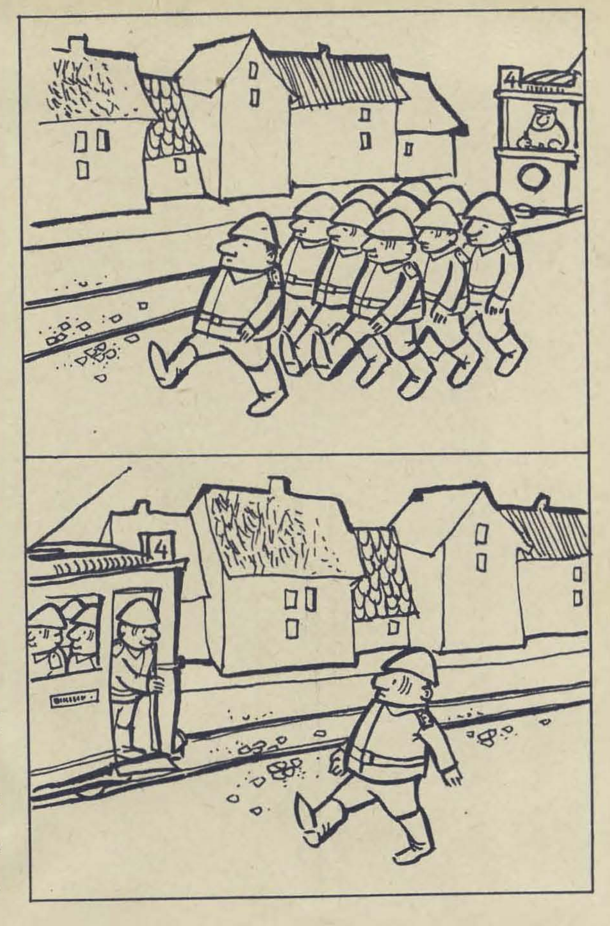
Trug sich doch letztens in der Einheit des Genossen X folgende kuriose Geschichte zu: Der Kompaniechef hatte gerade mit den Zugführern eine Besprechung. Die Meinungen prallten aufeinander. So wurde das mehrmalige Klopfen des Soldaten Fuchs überhört, der seinen Zugführer in einer unaufschiebbaren Angelegenheit sprechen mußte. Fuchs betrat kurz entschlossen das Dienstzimmer, verharrte unschlüssig an der Tür und, da man ihm immer noch keine Aufmerksamkeit schenkte, wandte er sich zögernd an den Zugführer. Wie es der Zufall nun mal so einrichtet, wendet sich doch gerade in dem Augenblick der Chef – seinen Blick von einer vor ihm liegenden Statistik lösend – mit einer Frage an den betreffenden Zugführer. Verblüfft stellt er die Anwesenheit des Genossen Fuchs fest.
„Genosse Soldat, wie kommen Sie auf einmal unaufgefordert hier herein?"



Zeichnungen: Elischer (2), Fecsó (2), Küfer, Meder.

Jener weist mit einer zaghaften Geste zur Tür und sagt, daß er mehrere Male angeklopft habe. „Gut, aber trotzdem! Ist Ihnen nicht bekannt, daß Sie erst den dienstgradältesten Offizier um die Erlaubnis zu bitten haben, den oder den sprechen zu dürfen? Und außerdem sehen Sie doch, daß wir beschäftigt sind!“
„Genosse Oberleutnant, ich bin...“ Verlegen stotternd, seinen Blick hilfesuchend auf den Zugführer richtend, unruhig das Körpergewicht von einem Bein auf das andere verlagernd, steht Soldat Fuchs neben seinem Zugführer. Entschlossen kommt der Kompaniechef, den in diesem Augenblick Gedanken an seine eigene Soldatenzeit bewegen, hinter dem Schreibtisch hervor, und er wendet sich an den Soldaten Fuchs.
„Passen Sie auf, Genosse Fuchs. Sie übernehmen jetzt meine Rolle als Kompaniechef und führen eine Dienstbesprechung mit den Genossen Zugführern durch. Setzen Sie sich hinter meinen Schreibtisch. Und ich übernehme jetzt Ihre Rolle als Soldat Fuchs.“ Gehorsam nimmt Soldat Fuchs den ihm zugewiesenen Platz hinter dem Schreibtisch ein. Intensiv beschäftigt sich der frischgebackene Oberleutnant mit der vor ihm liegenden Statistik, das Klopfzeichen des Soldaten Fuchs vor der Tür geflissentlich überhörend. Als er auch auf das zweite und das dritte Klopfzeichen keine Reaktion zeigt, öffnet sich die Tür und Soldat Fuchs betritt in strammer Haltung das Dienstzimmer.
„Genosse Oberleutnant, gestatten Sie, daß ich...“
Seelenruhig löst der Oberleutnant seinen Blick von der vor ihm liegenden Statistik und sagt: „Sehn'se nich, daß ich beschäftigt bin! Komm'se in zehn Minuten wieder!“

Oberleutnant G. Senus



Öffentliches Selbstgespräch

Bei einem Appell in einer Einheit sind alle Soldaten auf dem Explatz angetreten. Auf der Tribüne ist das Mikrofon für die Festansprache des Kommandeurs aufgebaut und bereits eingeschaltet. Das weiß aber nur der Rundfunk-Kinomechaniker und nicht der Stabschef, der sich in Vorbereitung auf die von ihm an den Kommandeur zu richtende Meldung unvorsichtigerweise dem Mikrofon nähert. Plötzlich fällt sein Bilck auf seine fast kuchendeckelgroßen Hände, und mit Bestürzung stellt er fest, daß er seine Handschuhe im Dienstzimmer vergessen hat. Im gleichen Moment sieht er auch schon den Kommandeur nahen. In dem Glauben, daß der Abstand zu den angetretenen Genossen groß genug ist, spricht er zu sich selbst: „Da kommt ja schon der Alte, und ich habe meine Handschuhe vergessen!“
Er erschrickt nicht schlecht, als er sich selbst hört. Verständlich, daß auch unter den angetretenen Genossen eine merkliche Unruhe entsteht.
Trotz aller Disziplin ist es schwer, ein herzhaftes Lachen zu unterdrücken.
Der sich nahende Kommandeur ist ein Mann mit Humor. Er macht auf der Stelle kehrt. Eine Minute später bringt der Läufer des OvD die vergessenen Handschuhe zum Explatz.

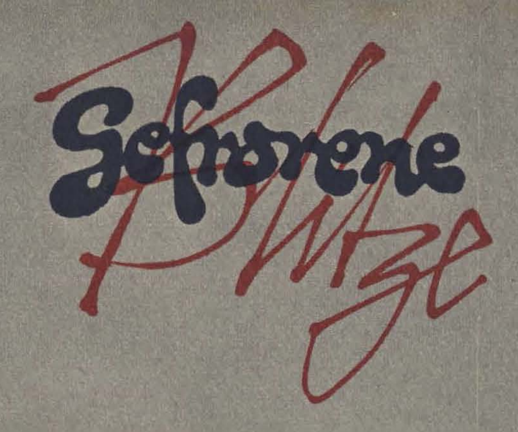
Fritz Keyselt

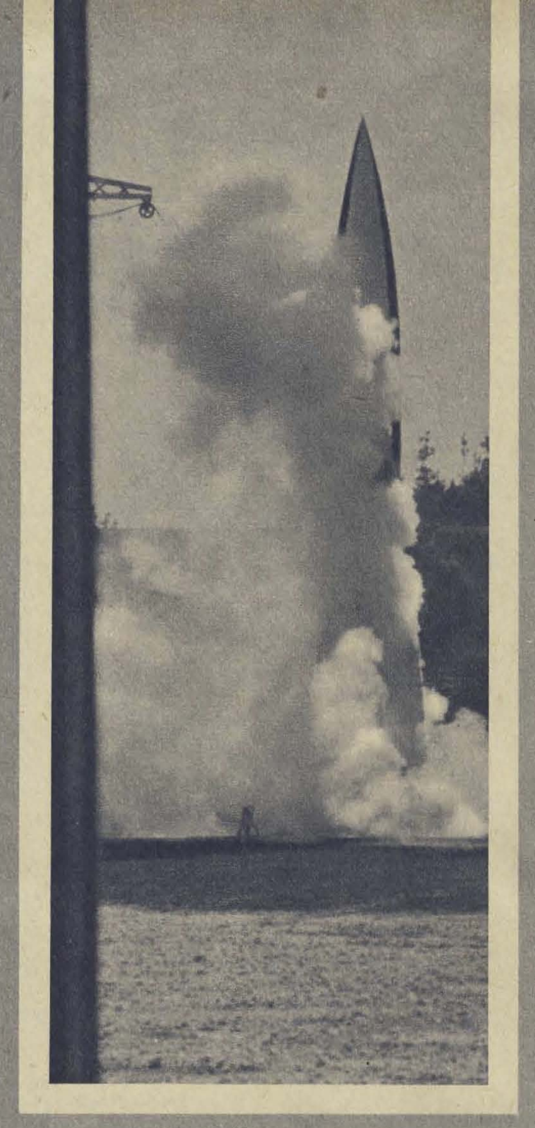
Wache

Kalt umfängt dich die Nacht.
Im Quadrat deines Postens
ist der Boden dir vertraut.
Die im hohen Schwarz des Himmels
stehenden Sterne
sind die einzigen Begleiter
deiner wachsamen Stunden.

Das Schweigen im Rund
ist der ruhige Schlaf
all deiner Freunde.

Michael Thürmer





Start einer Rakete auf dem Versuchsgelände. Wird auch sie ein Versager, wie schon so viele vor ihr? Es klappt nicht so, wie sich das der Doktor vorstellt.

Von den Dreharbeiten an einem neuen



-Film

berichtet unser Mitarbeiter

MANFRED HEIDICKE

Ein naßkalter Märznachmittag; die Feuchtigkeit der Erde kriecht förmlich an den Beinen hoch. Ich mache mir den Vorwurf, keine wärmeren Schuhe angezogen zu haben. Etwas ungeduldig warte ich deswegen auf den Beginn der Dreharbeiten. Doch das Buch schreibt für diese Einstellung Dämmerung vor, und so muß der Berichterstatter die Stunden bis dahin durch einige Spaziergänge und kurze, aufwärmende Sprints auf dem Gelände des Wildparker Güterbahnhofs verkürzen.

Schließlich fällt doch die Klappe zur Einstellung 440. „Das Lagerhaus mit der Rampe ist nur dürftig erhellt. Obergefreiter Dräger muß vorangehen. Der Posten folgt ihm. Im Hintergrund erscheinen die Polen. Sie gehen betont ruhig und verschwinden nach links durch eine offene Lagertür.“ So heißt es lakonisch im Drehbuch. Was hat es nun mit dieser Szene auf sich? Welche Bedeutung hat sie im Zusammenhang mit der Geschichte, die dieser neue DEFA-Film von Janos Veiczi erzählt?

Die beiden Polen in deutscher Eisenbahneruniform wußten, daß Dräger zum Wachpersonal in Peenemünde gehörte. Sie hatten im Wartesaal mit angehört, wie Dräger sich ziemlich abfällig über den Krieg äußerte. Sie mußten unbedingt Dräger für ihre Absichten gewinnen. Doch dazu war es notwendig, den deutschen Posten unschädlich zu machen, der Dräger wegen dieser Äußerungen abführte ...

Aber gehen wir 439 Einstellungen zurück, oder exakter 438. Im Herbst 1939 übergab in einem Berliner Kino der deutsche Wissenschaftler Dr. Hans-Heinrich Kummerow einem schwedischen Handelsmarine-Offizier einen Bericht über die deutsche Raketenproduktion, der später unter dem Namen „Oslo-Report“ bekannt wurde. Allerdings legte ihn der englische Geheimdienstchef, der dieses Material erhielt, als sogenanntes Spielmaterial zu den Akten. „... daß wir uns mit Sachen aufhalten, die es gar nicht gibt.“

„Die es gar nicht gibt?“ Der deutsche Wissenschaftler Dr. Kummerow wußte es besser. Er arbeitete in einem Zulieferbetrieb für die Peenemünder Raketenproduktion. Besser wußten es auch der „Raketenbaron“, technischer Direktor der Heeresversuchsanstalt in Peenemünde-Ost, einige andere Mitarbeiter, zum Beispiel Dr. Grunwald, Spezialist für Raketentriebwerke. Fieber-

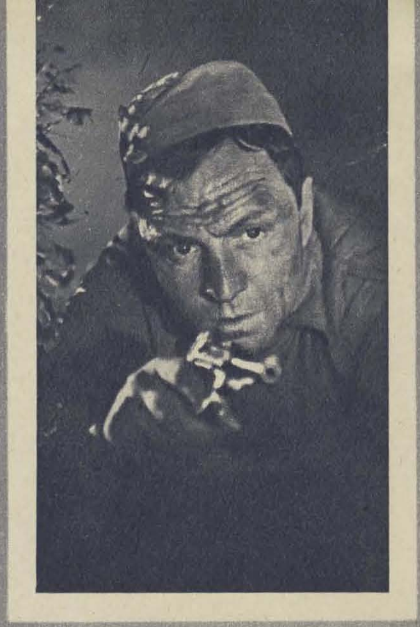


Grunwald (Alfred Müller) und der Doktor (Dietrich Körner) während des Flugs zum „Führerhauptquartier". Hitler ist an einem schnellen Einsatz der sogenannten Wunderwaffen interessiert, hofft er doch dadurch die Niederlagen auf den europäischen Kriegsschauplätzen wettmachen und den bereits verlorenen Krieg zu seinen Gunsten entscheiden zu können.

haft wurde an der Fertigstellung der A 4, einer Vorstufe der „V 2", gearbeitet, damit die Vernichtung des Gegners zu einer einfachen mathematischen Aufgabe wird, wie es der Baron zynisch formuliert.
Dr. Grunwalds wissenschaftliches Interesse galt mehr Raumfahrten zu anderen Sternen. Er tröstete sich mit der Hoffnung, daß der Krieg schneller zu Ende sei, als der Einsatz dieser sogenannten Wunderwaffe. Aber er wird ständig mit Situationen konfrontiert, die ihn zur Korrektur dieses Standpunktes zwingen. Die Praxis beweist und bestätigt ihm immer wieder, daß es keine wissenschaftlichen Forschungen an sich gibt. Und wenn ihm der Baron auch das Gegenteil einzureden versucht, so hat Grunwald in all den Jahren, da er mitarbeitete an diesen Raketen, doch erfahren, daß Wissenschaft und Politik eng miteinander verflochten sind, und daß man auch als einzelner etwas tun muß und der Verantwortung nicht ausweichen kann.
Für den Doktor oder Raketenbaron sahen diese Dinge da weit weniger kompliziert aus. Er verkaufte sich ohne große Gewissenskonflikte an die Nazis, um seine Projekte realisieren zu können. Er kannte keine Skrupel, wenn Tausende von KZ-Häftlingen und Fremdarbeitern als billige Arbeitskräfte verpflichtet und als Geheimnisträger liquidiert wurden, sogenanntes Verschleißmaterial. Er ließ sich als Konstrukteur der „V 2" feiern, aber war auch so realdenkend, um noch Engagements mit den Amerikanern einzugehen.



Zunächst war für Dräger (Werner Lierck) der Krieg nur zum Kotzen. Seine Begegnung mit dem polnischen Widerstandskämpfer Borawsky (Leon Niemczyk) führt ihn zu bewußterem Handeln.



Im Durcheinander des Bombenangriffs versucht der sowjetische Kriegsgefangene Gorbatow (Michail Uljanow), der später Mitorganisator der Widerstandsarbeit im Raketenfertigungs-Werk „Dora" wird, zu entfliehen.

Gefrorene Blitze bezeichneten die Fischer an der Ostseeküste die Kondensstreifen der Versuchsraketen. Sie hatten keine andere Erklärung für diese geheimnisvollen Zeichen am Himmel. Gefrorene Blitze, diese beiden Worte hatten aber noch eine andere Bedeutung: Durch den Widerstandskampf diese Kondensstreifen „einzufrieren", die faschistische Raketenproduktion „einzufrieren", einzuschränken und zu stören. In vielen Ländern Europas fanden sich beherzte Männer und Frauen, die ihr Leben einsetzten, um den Einsatz der deutschen „Wunderwaffen" zu verhindern. Und wenn es den Faschisten nicht gelang, den Krieg zu einer einfachen mathematischen Aufgabe zu machen, so ist es diesen vielen Unbekannten zu danken.
Dieser Film beschränkt sich in der Darstellung des Widerstandes auf einige Schauplätze in Frankreich, in Polen und in Deutschland. Dr. Hans-Heinrich Kummerows mutige Tat erwähnten wir schon. Der Film nennt auch noch andere Personen, deren Schicksal wahren Begebenheiten nachgestaltet wurde. Ob es diesen deutschen Obergefreiten Dräger gegeben hat, ist unbekannt, doch seine Entwicklung ist typisch für viele Angehörige der faschistischen Wehrmacht, die schließlich erkannten, daß sie auf der falschen Seite standen.
Klar von Anbeginn, wenn auch nicht ungefährlicher, war der Wille zur Entscheidung bei den polnischen und französischen Widerstandskämpfern oder bei dem Russen Gorbatow, sie waren sich des Risikos ihrer Handlungen stets bewußt. Dennoch zögerten sie nicht, wenn es galt, dem Geheimnis der faschistischen Raketenproduktion auf die Spur zu kommen. Zwei von ihnen: Der polnische Ingenieur Borawsky, der in die gut bewachten Sperrzonen des Peenemünder Objektes eindrang, um sich über den Umfang der Raketenproduktion zu informieren. Die Polin Hanka, sogenannte Fremdarbeiterin, die Borawsky wichtige technische Unterlagen Grunwalds zukommen ließ.

■■■

Luftzerleger, daß waren Raketen, die in der Luft explodierten. Andere platzten bereits beim Start oder waren Irrläufer. Diesen „Auftrag" erhielten viele von ihnen bereits im Fertigungswerk „Dora" – wohin die Produktionsstätte nach dem Bombenangriff auf Peenemünde verlegt wurde. Der Name Lübke fällt einem in diesem Zusammenhang sofort ein. Deutsche und ausländische Antifaschisten aus dem KZ Buchenwald, nach hier „dienstverpflichtet", sabotierten die exakte Fertigung der „Wunderwaffen". Die SS ließ kurzerhand Häftlinge erschießen – zur Abschrekkung, doch den Willen zum Widerstand konnte sie damit nicht brechen.

■■■

Gedanken nach einer kurzen Szene am Güterbahnhof in Wildpark, inspiriert durch die Lektüre des Drehbuches von Harry Thürk und Janos Veiczi. Eine bemerkenswerte und interessante Geschichte, die nach Motiven von Julius Maders Bericht „Geheimnis von Huntsville" auf das Zelluloid gebannt wird. Eine Geschichte, die hauptsächlich zwei Handlungsstränge deutlich werden läßt: Die gesellschaftliche Verantwortung des Wissenschaftlers (Dr. Grunwald) und den internationalen Widerstandskampf gegen die Raketenproduktion, wobei sich diese Entwicklungslinien immer wieder verbinden. Selbstverständlich werden auch die Hintergründe der faschistischen Bestrebungen um diese „Wunderwaffen" sichtbar.
Interessant ist auch die Besetzung dieses Films, für den Schauspieler aus sieben Ländern verpflichtet wurden: aus der ČSSR, aus Polen, Frankreich, Ungarn, England, der Sowjetunion und aus der DDR. So werden wir auf der Leinwand u. a. so bekannten Künstlern wie Michail Uljanow (Bachirew in „Schlacht unterwegs"), Leon Niemczyk (Journalist Andrej in „Messer im Wasser") und Ivan Darvas (K. u. K.-Offizier in „Die Lerche") begegnen.
140 Rollen waren zu besetzen. Von deutscher Seite wirken mit: Alfred Müller (Grunwald), Dietrich Körner (Raketenbaron), Werner Lierck (Dräger), weiterhin Renate Blume, Vera Oelschlegel, Helmut Schreiber, Reimar Joh. Baur u. a. Und last not least die beiden Schriftsteller Harald Hauser und Hans Kaufmann in größeren Rollen. Der Film, in zwei Teilen vorgesehen, wird in Totalvision gedreht (Kamera: Günter Haubold), allerdings gibt es auch Passagen in Normalformat. Es sind Ausschnitte aus alten Wochenschauen, die jeweils den authentischen Zeitcharakter demonstrieren.

■■■

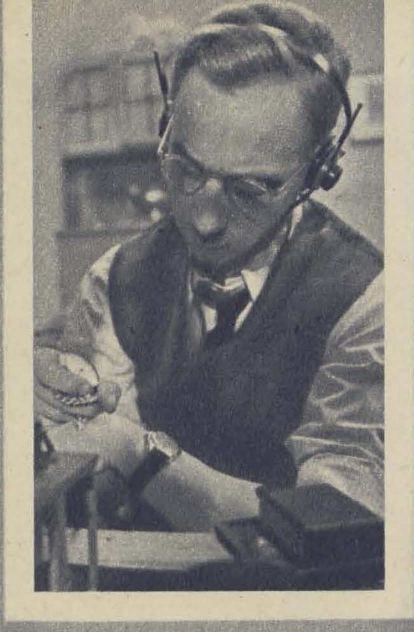
In einer Drehpause haben wir Gelegenheit, mit Regisseur Janos Veiczi zu sprechen. Als wir uns als Mitarbeiter der „Armee-Rundschau" vorstellen, läßt er es sich nicht nehmen, die großzügige Unterstützung der Nationalen Volksarmee bei den Dreharbeiten zu loben. Soldaten wirkten in vielen Szenen mit, als Häftlinge, SS-Bewacher oder Techniker. In einigen Einstellungen wurden selbst Lastkraftwagen mit ihren Fahrern eingesetzt. Vielseitig war die Mitarbeit.

„Im Namen aller meiner Kollegen möchte ich mich auf diesem Wege noch einmal für die großzügige Hilfe bedanken, die wir durch die NVA erhalten haben. Vor allem geht unser Dank an die Genossen in Peenemünde, Erfurt und Dresden. Wir bewunderten immer wieder, mit welch großem Interesse sie unser Vorhaben unterstützten. Das sollte man nicht vergessen.

Warum wir gerade diesen Stoff verfilmen? Man könnte sagen, weil diese Geschichte so viele erregende und spannende Momente enthält. Und welchen Regisseur reizt das nicht? Ich glaube aber, es gibt noch andere Gesichtspunkte. Ich habe es übrigens schon einmal einem Reporter gesagt: Ein Held ist für mich derjenige, der im Besitz der Erkenntnis auch handelt, so wie es sinngemäß bei Goethe heißt: Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch tun.

Das zeigt sich in der Entwicklung solcher Personen wie Grunwald und einigen anderen. Wir wollen sagen: Auch den Entscheidungen des einzelnen kommt große Bedeutung zu. Man darf nicht schweigen, wenn man da Unrecht erkannt hat."

Eine neue Einstellung wird vorbereitet. Wir verabschieden uns von Janos Veiczi und fragen ihn noch nach neuen Filmprojekten. „Wir beschäftigen uns mit den Vorarbeiten für einen Vietnam-Film und für einen Film über unsere Luftverteidigungskräfte. Aber um Ausführlicheres dazu mitzuteilen, ist es wohl noch etwas früh. Man muß erst einen Film beenden."



Aus einer Berliner Mansardenwohnung funkt der deutsche Kommunist Celpi (Claus Steffen) in regelmäßigen Abständen wichtige Informationen über den Raketenbau ins Ausland.



Gebannt blicken Borawsky und Hanka (Ewa Wisniewska) nach oben. „Christbäume" erhellen den Himmel, englische Flugzeuge sind im Anflug. Bald wird das Peenemünder Versuchsgelände eingehüllt sein in Rauch und Feuer.

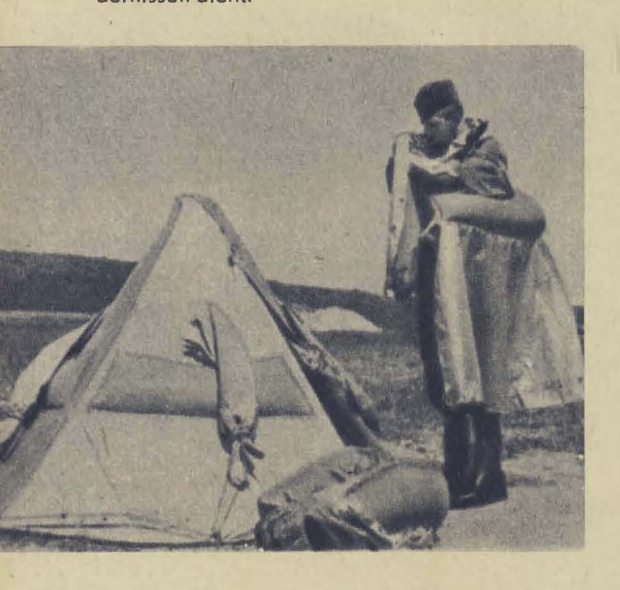
MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

Hören mit Fingerspitzen?

Da in Flugzeugen, Meßwarten und Prüfständen die Vielzahl der optischen und akustischen Signale vom menschlichen Auge und Ohr schon nicht mehr zu bewältigen ist, begannen Wissenschaftler verschiedener Institute damit, die Haut in dieses Wahrnehmungssystem mit einzubeziehen. Durch Elektroden an den Fingerspitzen (der Daumen jeder Hand bleibt frei) läßt man schwache Ströme einwirken, die ein leichtes Prickeln erzeugen und somit z. B. dem Piloten ein „unüberhörbares" Warnzeichen vermitteln. Durch verschieden lange Impulse und durch Impulskombinationen an zwei oder mehreren Fingern ist eine Art „Morsealphabet" entstanden, für dessen perfekte Beherrschung nur 12 Stunden Lehrzeit erforderlich sein sollen. Je Minute werden bis zu 38 Wörter gut verstanden.

Mehrzweckzelt

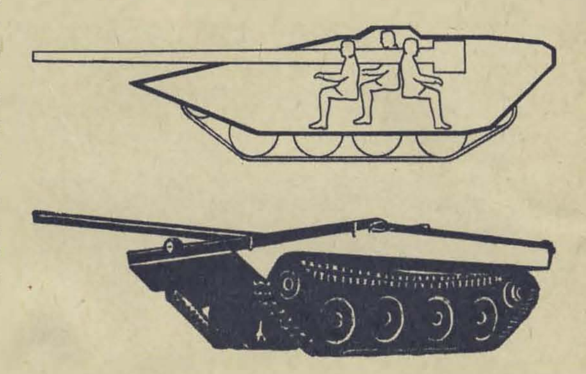
In der Tschechoslowakischen Volksarmee wurde eine universell benutzbare Regenplane eingeführt, die auch als Zelt gebraucht werden kann. Der Umhang besteht aus chemischer Kunstfaser und hat gleichzeitig Schutzeigenschaften gegen radioaktive Stoffe. Zwei Planen zusammen ergeben ein 2-Mann-Zelt (siehe Abb.). In Hüfthöhe ist eine aufblasbare Wulst eingearbeitet, die als Schwimmring beim Überqueren von Wasserhindernissen dient.



Kraftwerk im Koffer

Auf thermo-chemischem Wege erzeugen „Kraftwerke in Kofferformat" elektrischen Strom. Die von einer amerikanischen Firma in acht Modellen angebotenen Aggregate werden durch Propangas aus Stahlflaschen gespeist. Das Gas verbrennt flammenlos nach der Art der Katalytöfen, hält das Gerät wartungsfrei über Monate in Betrieb und liefert Strom von 6 bis 50 Watt für Leuchtfeuer, Schiffe, Flugzeuge und entlegene Anlagen.

Kampfpanzer „S" in Serie



Der seit geraumer Zeit vieldiskutierte schwedische Kampfpanzer „Skyddad" (S) – turmlos und mit starr eingebauter Kanone – soll, Agenturmeldungen zufolge, in Serienfertigung gehen. Der in seiner Art einmalige Panzer wird im Ausland als besonders fortschrittlich in Form und Anlage bezeichnet.

Morsezeichen entschlüsselt

Ein in England entwickelter Morsezeichen-Decoder in den Abmessungen einer Zigarettenpackung wandelt Morsezeichen sofort in Buchstaben um. 350 kleinste Dioden und 75 Transistoren sorgen für die Entschlüsselung. Die Buchstaben werden durch ein System von 17 winzigen Glühlämpchen einzeln sichtbar gemacht.

Laser klebt Netzhaut an

Wie das Informationsbulletin „Polnische Rundschau" mitteilt, gelang den Ärzten der Medizinischen Akademie in Warschau ein sensationeller Eingriff. Mit Hilfe von hochenergetischen Lichtblitzen, die von einem Rubinlaser emittiert werden und die Dauer von $^{1}/_{1000}$ s haben, konnte eine abgelöste Netzhaut wieder an ihre Unterlage „festgeklebt" werden. Das Experiment ist den Mitarbeitern der Technischen Militärakademie in Warschau zu verdanken, die gleichzeitig die Schöpfer des Gerätes (Koagulator) sind.

Schwedischer Fla-Panzer

Bofors brachte kürzlich eine neue Version eines Fla-Panzers heraus. Das Fahrzeug ist mit zwei 40-mm-automatischen Fla-Geschützen und einer Funkmeßanlage zur Erfassung und Verfolgung schnellfliegender Luftziele ausgerüstet. Wie verlautbart wurde, soll das Fahrzeug schwimmfähig und kampfstoffsicher sein.

„Korkenzieher" auf Sümpfen

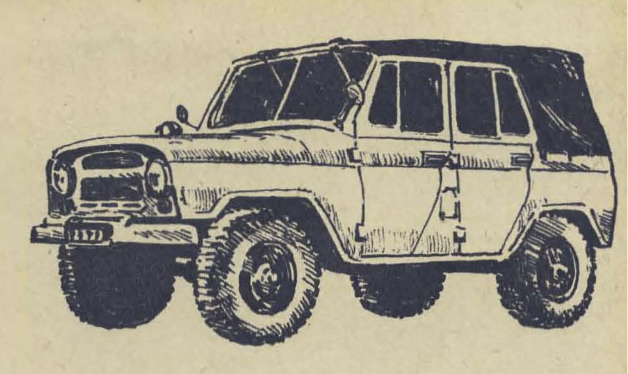
Korkenzieherähnliche Schneckengewinde an Stelle von Rädern besitzt ein in Warschau vorgeführtes Fahrzeug, das von einem 50-PS-Motor angetrieben wird. Es bewegt sich mit Hilfe seiner Walzen mühelos durch sumpfiges Gelände und schwimmt auch im Wasser, da die innen hohlen „Korkenzieher" als Schwimmkörper dienen.

M 113 mit Raketen

Der amerikanische Schützenpanzer M 113 wird gegenwärtig als Trägermittel für Panzerabwehrlenkraketen des Typs SS.11 erprobt. Das Fahrzeug wurde so abgeändert, daß am Heck ein Aufbau für die Startvorrichtung der Raketen entstand. Diese Startvorrichtung nimmt vier Projektile auf und ist vertikal um 180° schwenkbar.

Nachfolger des GAS-69

In der Sowjetunion ist die Erprobung des neuen geländegängigen PKW UAS-469 beendet worden. Das Fahrzeug, das den bekannten Typ GAS-69 ablösen soll, zeichnet sich durch hervorragende Fahreigenschaften und Leistungsdaten aus. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten sind:



Masse (fahrbereit): 1600 kg; Leermasse: 1450 kg; zulässige Masse des Anhängers: 850 kg; Bodenfreiheit (voll belastet): 300 mm; kleinster Wenderadius: 6 m; Motor: 4-Zyl.-Otto, 4000 U/min, 70 PS; Höchstgeschwindigkeit: 100 km/h.

Discoplan

Ein Gleitflugzeug mit diskusförmigen Tragflügeln von 5 m Durchmesser entwickelten sowjetische Techniker. Der Rundflügel verleiht dem „Discoplan" eine gute Manövrierfähigkeit, Sicherheit gegen Trudeln und ausgezeichnete Möglichkeiten für steile Starts und Landungen. Die Masse des Gleiters beträgt nur 240 kg.

FACHBÜCHEREI

Im Deutschen Militärverlag erschien eine Reihe neuer Bücher, die besonders für die Angehörigen der Volksmarine und auch maritim interessierte Leser von Interesse sein dürften:

Vizeadmiral d. R. Heinz Neukirchen, **„Krieg zur See"**, 200 Seiten, mit Illustrationen von Hans Räde, 11,80 MDN.

In straffer Form vermittelt dieses Buch eine Übersicht der Geschichte des Seekrieges vom Altertum über die Schlacht bei Abukir, 1798 unter Nelson, bis zu den Seeschlachten des ersten und zweiten Weltkrieges. Darüber hinaus geht der Autor auch auf moderne Über- und Unterwasserschiffe der Gegenwart und zukünftige Wasserfahrzeuge ein.

Korvettenkapitän Georg Kautz, **„Schiffe der NATO im Ostseeraum"**, 480 Seiten, flexibler Einband mit auswechselbaren Blättern, 19,50 MDN.

Dieses für den Schiffserkennungsdienst gedachte und vorzüglich geeignete Album wird alle Sammler von Schiffstypen sowie an der Marinetechnik interessierte Leser begeistern. Es enthält neben den Darlegungen über die Schiffserkennung mehr als 110 Schiffe aller Typen Westdeutschlands, Dänemarks, Norwegens, der USA, Großbritanniens, Kanadas, Frankreichs und der Niederlande, die im Ostseeraum operieren können.

Kapitänleutnant Schiffner, Oberleutnant z. S. Heintze, **„Torpedomechaniker"**, 192 Seiten, mit Abbildungen, 4,20 MDN.

Kapitänleutnant Schadel, **„Funkmeßgast"**, 112 Seiten, mit Abbildungen, 2,50 MDN.

Die drei letzten Neuerscheinungen sind an den Schulen der NVA der DDR als Lehrbuch zugelassen.

In der Reihe der Handbücher für Soldaten und Spezialisten erschienen im Deutschen Militärverlag:

„Handbuch für waffentechnische Unteroffiziere", 2., überarbeitete und ergänzte Auflage.

Das Handbuch ist als Nachschlagewerk für den waffentechnischen Dienst aller bewaffneten Organe geschaffen worden. Es enthält alle wichtigen Daten und Ausgaben, die das waffentechnische Personal bei seiner Arbeit zur Untersuchung, Wartung und Instandhaltung der Waffen und Munition braucht.

„Handbuch für Panzerbesatzungen, Panzerschießen", mit zahlreichen Abbildungen, 5,– MDN.

Dieses Handbuch schließt eine Lücke, die bisher bestand. Nun erhalten die Panzerbesatzungen ein Nachschlagewerk, das ihnen in der Ausbildung Helfer sein wird. Das vorliegende Buch ist der 1. Teil der dreiteiligen Ausgabe, deren weitere Teile bald folgen werden.

W. Kopenhagen





Hat man beim Rundblick
als Fernblick solchen Anblick,
verliert man einen Augenblick
den Überblick und wünscht sich
den Ausblick mit noch besserem
Einblick.

Stöhr



J. C. SCHWARZ

Der „Mittelstandskredit"

Sie war nicht einmal schön, aber sie verstand es, so zu tun, als ob sie schön sei. Jean Gilbert, der junge Fähnrich der französischen Kriegsflotte, war hingerissen. Er hatte sie im Sommer in einem hübschen Kleid auf einem Boulevard in Paris dahinhumpeln sehen, auf einen Stock gestützt und mit einem Gesichtsausdruck, der je nach der Empfänglichkeit des männlichen Betrachters schmerzverzerrt oder schmerzverklärt war. Jean, der sich selbst nicht besonders schön fand, obwohl er ein gut aussehender, nur etwas kleiner Mann war, registrierte das Gesicht der Dahinhumpelnden als schmerzverklärt und gedachte, seine Chance als helfender Betreuer der Leidenden wahrzunehmen. Vierzehn Tage später war der Furunkel geheilt und die Leidende in eine lebenslustige, scharmante junge Frau zurückverwandelt, zum Entzücken Jeans, der eine Dauerstellung bei ihr zu beziehen beschloß. Er hielt sich für einen Glückspilz und dankte dem Schicksal, das ihn auf so angenehme Weise mit dem Liebesroman versorgte, auf den seiner Meinung nach jeder junge Mann ein Anrecht hatte.

Auch Fréderique verstand es, ihre Chance wahrzunehmen. Sie war aus gutem Haus, aber knapp bei Kasse, gut gewachsen und hatte einen anmutig schwingenden Gang, der an ein Mannequin erinnerte. In der Tat, sie liebte es, sich vorzuführen, und als sie erst die hübschen Kleider, Schuhe, Taschen, Schirmchen trug, mit denen Jean sie zu versorgen begann, wurde sie jeden Tag einigemal auf der Straße angesprochen. Es schien, als ob alle Männer von Paris sich mit ihr treffen, mit ihr Kaffee trinken und ausgehen

Illustrationen: Karl Fischer



wollten. Das ermunterte Jeans Leidenschaft insofern, als es seine Eifersucht nährte, er konnte ja nie wissen, was sich abspielte während seiner häufigen Abwesenheit, die durch seinen Dienst bei der Kriegsmarine bedingt war. Um nun die Burg Fréderique für andere uneinnehmbar zu machen, steigerte er den Wert der Geschenke, die er ihr machte, ohne zu merken, daß seine Leistungen noch weit von dem entfernt waren, was eine Frau wie Fréderique von einem Mann erwarten zu dürfen glaubte.

Es war im Sommer 1939. Er hoffte, bald Offizier zu werden. Dann würde es ihm seine Stellung erlauben, Fréderique weiter zu verwöhnen und ihr den Pelzmantel zu schenken, den sie sich bereits ausgesucht hatte. Er sparte, sich selbst gönnte er nichts. Er hatte bereits Schulden gemacht, bei Freunden Kredite aufgenommen, deren Bezahlung er auf die Zeit verschob, wenn er Offizier sein würde. Besonders die Abende in teuren Tanzlokalen, denn Fréderique war eine begeisterte Tänzerin und wirbelte ihren Jean im Kreise herum, daß ihm Hören und Sehen verging, lasteten auf seiner Tasche, weil der Kellner wie das Schicksal Rechnungen präsentierte. Und gerade diese Art Ausgaben wurden von Fréderique kaum beachtet, denn sie hinterließen außer einer freundlichen Erinnerung nichts, wenn man verdaut und ausgeschlafen hatte. Eine Ehefrau wäre dankbarer und weniger kostspielig gewesen, aber sprach er zu Fréderique vom Heiraten, dann lächelte sie verführerisch und meinte, er habe doch alles, was er brauche, die Ehe entwerte nur die Liebe, sie müsse dann „Süppchen“ für ihn kochen, wie sie sich ausdrückte, und Kinder hochziehen, das habe vorläufig noch Zeit.

Freunde warnten ihn. Sie nahm Einladungen an. Jemand hatte sie in Begleitung eines älteren Mannes in einer Bar gesehen, während das französische Schlachtschiff, auf dem Gilbert diente, im Mittelmeer an Manövern teilnahm. Der verliebte Fähnrich fing einmal eine an Fréderique gerichtete Postkarte ab, die mit den Worten abschloß: „Gruß und Kuß Dein Pierre.“ Die Aussprache mit Fréderique endete wie alle Aussprachen mit ihr im Zeichen ihres völligen Sieges. Sie sei das Opfer von Verleumdungen, die Karte der üble Streich eines von ihr Abgewiesenen, sie sei unschuldig wie ein Lamm und benutze die Zeit seiner Abwesenheit nur dazu, um sich nach ihm zu sehnen. Gilbert glaubte ihr. Die einzige Schlußfolgerung, die er zog, war, daß er mehr Geld brauchte und sich beeilen mußte, ihr den Pelzmantel zu schenken, den sie haben wollte.

Doch wie? Wo sollte er das Geld hernehmen? Sein Kredit bei den Freunden war erschöpft, sie waren sowieso gegen diese Verbindung und bemühten sich, Fréderique schlecht zu machen. Der Krieg war inzwischen ausgebrochen. Er wartete immer noch auf seine Beförderung, und da sie nicht kam, begann er, sich darüber zu ärgern, daß man ihn nicht aufsteigen lassen wollte. Er brauchte doch das Geld für einen guten Zweck, für Fréderique. Aber sie waren alle gegen ihn, die Freunde, die Admiralität, die Regierung.

Da fiel eines Tages sein Blick auf ein Zeitungsinserat. Die Holländische Bank für Mittelstandskredite in Haarlem bot Angestellten mit nachweisbar sicherem Einkommen langfristige Darlehen zu günstigen Bedingungen an.

■

Der Major des deutschen faschistischen Geheimdienstes Hausmann leitet die Spionagearbeit in Holland. Er bekommt seine Aufträge aus Köln, der Nebenstelle einer der gegen Frankreich arbeitenden Zentralen.

Es war die Zeit des sogenannten „komischen Krieges“, wie die Situation an der Westfront von September 1939 bis zum Frühjahr 1940 bezeichnet wurde. 103 französische und britische Divisionen standen ein halbes Jahr lang einer weit geringeren Anzahl deutscher Divisionen gegenüber, ohne eine große Offensive zu unternehmen. Gelegentliche lokale Vorstöße kleinerer französischer und britischer Einheiten wurden wieder rückgängig gemacht. Der Grund hierfür lag in gewissen politischen Spekulationen der Westmächte. Es war eine Fortsetzung der in München begonnenen Politik, nur mit anderen Mitteln, einer Politik, deren Ziel es war, Hitler um den Preis der Aufgabe kleinerer Länder auf die Sowjetunion zu lenken. Da die Westmächte keine aktiven Kampfhandlungen führten, konnten die Nazis ihre Gegner einen nach dem andern über-

fallen und ungestört der Reihe nach die Völker unterjochen. Im Frühjahr 1940 umgingen sie die Maginot-Linie, nicht ohne hier durch Scheinangriffe starke französische Truppenkontingente zu binden, überfielen völkerrechtswidrig die neutralen Benelux-Staaten und rollten von Norden her die gesamte britisch-französische Front auf.

Zu Beginn dieses „komischen Krieges", den die Faschisten für die Vorbereitung ihres weniger komischen Krieges benutzten, kommt eines Tages Leutnant Schulz alias „Günther" ins Zimmer seines Chefs in Amsterdam und hat einen Stoß Briefe in der Hand.

„Es scheint eine Krise bei den französischen Verwaltungsangestellten ausgebrochen zu sein", sagt er. „Alle benötigen Geld. Von 32 Eingängen zwei französische Infanterieoffiziere. Dann ist hier noch ein Fähnrich der französischen Kriegsmarine. Können wir einen Fähnrich brauchen?"

„Laden Sie die zwei Offiziere und den Fähnrich nach Haarlem ein, Günther, und schreiben Sie den andern höflich ab. Vergessen Sie nicht, wenn die Herren kommen, für Blumen und zivile Atmosphäre zu sorgen."

Zehn Tage nach diesem Gespräch sitzt der Fähnrich Jean Gilbert Leutnant Schulz gegenüber. Beide sind zivil gekleidet, und Schulz heißt jetzt Mijnheer Van Hogen und ist Direktor der holländischen Bank für Mittelstandskredite in Haarlem. Schon wegen der holländischen Behörden sieht das Bankinstitut recht glaubwürdig aus, es gibt Glastüren und einen Hauptraum mit emsig arbeitenden Bankangestellten, die den Kunden höflich ins Büro des Direktors geleiten. Schulz spricht französisch in mehreren Dialekten und sogar mit holländischem Akzent, er gebärdet sich als weltgewandter holländischer Geschäftsmann. Noch haben die Kampfhandlungen im Westen nicht begonnen, und man kann nach Holland ungehindert einreisen.

„Wir können Ihnen helfen", sagt Schulz freundlich. Auf den ersten Blick ist ihm klar, daß der junge Fähnrich, der vor ihm sitzt, einen schwachen Charakter hat und das Opfer irgendwelcher Leidenschaften ist. „Als Sicherheit genügt uns ein Einblick in Ihre Militärpapiere, die über Ihren Rang und Ihre Gehaltsstufe aussagen."

Gehorsam legt Gilbert seine Papiere auf den Tisch. Er ist nervös und etwas niedergeschlagen und beneidet heimlich den holländischen Geschäftsmann, der sicher Familienvater ist und von den Ängsten und Schrecken der Liebe nichts weiß.

Schulz studiert aufmerksam die Militärpapiere, macht sich Notizen. Seine Anweisung lautet: Nach Empfang der Unterschrift bis zu 20 000 Franken sofort auszahlen, in drei Monaten muß mit der Rückzahlung von 2000 Franken je Monat begonnen werden.

Der leichtsinnige Jean fährt mit 20 000 Franken Bargeld in der Tasche nach Frankreich zurück. Er findet es wunderbar, wie leicht er zu Geld gekommen ist. In drei Monaten wird er Offizier sein, dann will er in Frankreich einen Kredit aufnehmen und die Summe zurückzahlen.



Fréderique bekommt ihren Pelzmantel, mit dem sie ihre Karriere als große Dame beginnt. Störend ist nur die Existenz Jean Gilberts, doch hofft sie, ihn loszuwerden, wenn der Krieg erst ernst zu werden beginnt.

Nach drei Monaten ist Gilbert wieder in Haarlem. Er ist weder Offizier geworden noch hat er 2000 Franken, um die erste Rate zu bezahlen. Er sitzt jämmerlich und niedergeschlagen vor Mijnheer Van Hogen alias Schulz und fragt, was nun geschehen soll.

Schulz ist sehr freundlich.

„Sie sind uns immer kreditwürdig, lassen Sie sich keine grauen Haare wachsen", sagt er. „Für uns sind Sie ein französischer Offizier, und wir werden nicht kleinlich sein. Wir werden schon einen Weg finden. Wissen Sie was? Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Besorgen Sie mir eine Fotografie des Schiffes, auf dem Sie dienen, ich sammle sowas, ich interessiere mich für Schiffe. Sie wissen doch, jeder Mensch hat sein Hobby. Ich zahle Ihnen privat für das Foto 500 Franken, die ich Ihnen gut schreibe. Dann bleiben noch 1500 diesen Monat, darüber werden wir auch noch reden."

Eine Woche später ist Gilbert wieder da und zieht eine Fotografie des Schlachtschiffes aus der Tasche.

„Interessant", sagt Mijnheer Van Hogen und betrachtet die Fotografie. „Wirklich schön. Ich liebe solche Fotos. Sagen Sie mal, was sind das hier für Kanonen? Können Sie mir ein paar Angaben machen? Auch über die Größe des Schiffes und seine Besatzung? Über funktechnische Anlagen? Hat das Schiff eigentlich Einrichtungen, um die Annäherung von U-Booten festzustellen? Von welcher Entfernung aus kann ein U-Boot festgestellt werden? Es wäre doch jammerschade, wenn deutsche U-Boote nahe an dieses prächtige Schiff herankönnen, ohne bemerkt zu werden."

Gilbert macht sämtliche gewünschten Angaben, wundert sich nur etwas, daß Van Hogen eifrig mitschreibt.

„Für meine Sammlung", sagt der Holländer kurz. „Ich führe nämlich wie alle Sammler eine Kartei."

Nach Beendigung des fachmännischen Gespräches lehnt sich Schulz zufrieden zurück, betrachtet Foto und Notizen, die vor ihm liegen, und sagt:

„Ein sehr schönes Stück. Ich freue mich. Ich gebe Ihnen 750 Franken dafür. Bringen Sie mir noch zwei solche Sachen von anderen Kriegsschiffen, und die erste Rate ist getilgt."

Gilbert fährt zurück. Er bringt noch im selben Monat die Fotos von zwei anderen Kriegsschiffen und die dazugehörigen Zahlen. Bequemer kann er ja seine Schulden nicht loswerden. Zweifel, die manchmal in ihm aufsteigen, beschwichtigt er, indem er sich sagt: In diesem lächerlichen Krieg wird ja nicht gekämpft, was kann schon gefährlich daran sein, einem verrückten holländischen Geschäftsmann Informationen über die französische Kriegsflotte zu geben. Er rechnet



sich aus: Jeden Monat drei solche Sachen, und ich bin die ganze Geschichte in zehn Monaten los.

Aber zu Beginn des zweiten Monats schlägt Mijnheer Van Hogen andere Töne an.

„So geht es nicht", sagt er. „Ich bin natürlich Liebhaber von solchen Fotos, aber ich kann unmöglich Ihre ganzen Schulden bezahlen. Schließlich gehen 20 000 Franken nicht zu Fuß, das ist gutes Geld. Die erste Rate habe ich Ihnen abgenommen. Jetzt müssen Sie aber langsam daran denken, selbst Geld aufzutreiben."

Jean sitzt zusammengesunken da, ein Häufchen Unglück. Er hat ja nicht nur Schulden hier in Haarlem: Er hat noch die alten Schulden bei seinen Freunden, die er auch nicht bezahlen kann. Sollte ihn das Schicksal jener Unglücklichen ereilen, die sich wegen ihrer Schulden eine Kugel in den Kopf jagten?

Schulz sieht deutlich, was in dem jungen Fähnrich vor sich geht. So ein Tollkopf kriegt es fertig, Selbstmord zu verüben, noch bevor er Nutzen gebracht hat.

„Ich biete Ihnen weitere 2000 Franken an, wenn Sie mir mitteilen, welche Kriegsschiffe in welchen Häfen liegen und welche Ausfahrtpläne für die nächste Zeit bestehen."

Entsetzt sieht Gilbert den holländischen Geschäftsmann an.

„Sie sind ja ein Spion", stammelt er.

„Wie Sie das beurteilen, ist mir völlig gleichgültig", sagt Mijnheer Van Hogen mit einer Härte, die Jean Gilbert bei diesem freundlichen Mann nicht für möglich gehalten hätte. „Das ist Ihre einzige Chance. Wenn Sie nicht tun, was ich Ihnen sage, erfährt die französische Admiralität nicht nur, daß Sie in Haarlem 20 000 Franken Schulden gemacht haben, sondern auch, daß Sie Fotos und detaillierte Angaben über Kriegsschiffe verkaufen." Etwas sanfter fügt er hinzu: „Es ist völlig ungefährlich für Sie. Sie erfahren von Ihren Freunden ohne weiteres, was wir brauchen, und bekommen Geld dafür, Ihre Schulden werden langsam gestrichen. Dieser Krieg ist sowieso bald zu Ende, und Sie tun niemandem weh damit, nur sich selbst, wenn Sie den Auftrag ablehnen. Also, wie denken Sie darüber?"

Gepreßt sagt Gilbert nach einer Weile: „Vielleicht geht es. Vielleicht sollte ich es versuchen."

Und um ihn zu ermuntern, stellt Van Hogen in Aussicht:

„Wir zahlen sogar mehr, wenn Ihre Mitteilungen besonders interessant sind."

„Ist es für die Deutschen?" fragt Gilbert tonlos.

„Keine Spur. Es ist für die holländische Regierung. Für die Kartei der holländischen Marine. Eine reine Routine-Angelegenheit. Wir möchten wissen, wie unsere Freunde für Hollands Sicherheit sorgen."

Gilbert geht auf das Geschäft ein. Er hat sowieso keine andere Wahl. Sein Gewissen beruhigt die Versicherung Van Hogens, es sei nicht für die Deutschen, sondern für die holländische Marine. Bei den nächsten Besuchen Gilberts in Haarlem ist Van Hogen wieder freundlicher, besonders, als ihm Gilbert erzählt, daß französische und englische Geleitzüge gemeinsame Scheinmanöver durchführen und zwecks Irreführung der deutschen U-Boote am Tage in Richtung Osten dampfen, um nachts im Schutz der Dunkelheit zu wenden und nach Westen zurückzukehren. Solche Manöver finden am Ärmelkanal und am Eingang zum Mittelmeer statt. Jedenfalls haben das Freunde Gilbert erzählt.

Für diese Mitteilung bekommt der Fähnrich 2000 Franken extra. Die Deutschen stellen an der Straße von Gibraltar, unterstützt von den Behörden des faschistischen Spaniens, Fotozellenapparate auf, die nachts an der Meerenge vorbeigleitende Schatten registrieren. Fahren am Tage 16 Schiffe ins Mittelmeer und registrieren die Fotozellenapparate nachts 16 in umgekehrter Richtung vorbeigleitende Schatten, so ist klar, daß der Geleitzug kehrt gemacht hat und in den Atlantik auslief. Die deutschen U-Boote werden benachrichtigt und fangen den Zug auf offener See ab. Später werden ähnliche Fotozellenapparate, nach Eroberung des entsprechenden Küstenstreifens, am Ärmelkanal aufgestellt. Die Bank für Mittelstandskredite in Haarlem hat sich bewährt.

Im dritten Monat der Zahlungsverpflichtungen ist Gilbert wieder in Haarlem, diesmal ruhig und selbstsicher, er soll in der nächsten Woche Offizier werden. Er wird dann den Rest der Schulden bezahlen können. Aber Mijnheer Van Hogen dämpft seine Freude, indem er sagt:

„Wir brauchen kein Geld von Ihnen, wir brauchen Ihre Mitteilungen. Wenn Sie sich weigern, weiter für uns zu arbeiten, sind Sie ein erledigter Mann. Sie werden nächste Woche Offizier, sehr schön, ich gratuliere. Es wird jetzt um so leichter für Sie sein, uns zu liefern, was wir brauchen. Wir geben 3000 für den Code."

Gilbert muß den Auftrag übernehmen. Es wäre gefährlich, wenn er sich weigerte. Er weiß noch nicht, daß der Überfall der Naziwehrmacht auf Dänemark und Norwegen bevorsteht und daß der Krieg ernst zu werden beginnt. Aber Leutnant Schulz weiß es. Er muß zuletzt noch so viel wie möglich aus Gilbert herausholen, so lautet der Befehl von Major Hausmann und der Auftrag aus Köln. Am 9. April 1940 beginnt die Operation gegen Dänemark und Norwegen. Am 7. April will Gilbert wie immer die Grenze nach Holland überschreiten. Er ist seit ein paar Tagen Leutnant zur See der französischen Kriegsmarine. Diesmal trägt er seine neue Uniform, er will Mijnheer Van Hogen imponieren. Er glaubt, einem französischen Offizier wird man an der Grenze noch weniger Schwierigkeiten machen als einem französischen Zivilisten.

Aber er wird verhaftet. Man findet bei ihm den Code der französischen Kriegsflotte. Zwei Tage später werden Dänemark und Norwegen von den Nazis überfallen. Im Donner der Kampfhandlungen geht die kleine Gewehrsalve unter, mit der Jean Gilbert, Leutnant zur See bei der französischen Kriegsmarine, als Landesverräter erschossen wird.

Daß Fréderique einem ihrer Freunde von den häufigen Fahrten Gilberts nach Holland erzählte und daß dieser Freund alles Weitere veranlaßte, konnte Gilbert nicht mehr erfahren.



An der sowjetischen Verteidigung gescheitert ist hier der berühmte Pele (links am Boden). 3 : 0 schlug Brasilien die UdSSR im Vorjahr in Moskau. Gibt es in England eine Revanche?



Sechzehn GREIFEN NACH DER KRONE

Eine Umfrage zum Thema: Wer wird Fußballweltmeister 1966?

Millionen Fußballenthusiasten in aller Welt fiebern einem Ereignis entgegen: 8. Fußball-Weltmeisterschafts-Endrunde vom 11.–30. Juli in England.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück auf die Geschichte des Kampfes um den „Jules-Rimet-Cup“:

1930: Der großartige Läufer José Leon Andrade, einer der größten Spieler seiner Zeit, führt Uruguay zur ersten Weltmeisterschaft. Argentinien unterliegt im Endspiel in Montevideo 2:4.

1934: Acht Minuten vor Schluß überwindet der schnelle italienische Linksaußen Orsi den berühmten Planicka im tschechischen Tor und „stiehlt“ somit der ČSR den bereits sicher geglaubten WM-Titel. In der Verlängerung krönt Schiavio das mitreißend schöne Spiel mit dem zweiten Treffer für Italien: 2:1.

1938: Im Colombes-Stadion in Paris verteidigt Italien seinen Titel durch einen 4:2-Sieg über Ungarn. Piola, Italiens Mittelstürmer, entscheidet das Spiel in der 81. Minute, als die Ungarn auf den Ausgleich drängen.

1950: 203 849 Zuschauer im Maracana-Stadion in Rio wollen ihre Mannschaft als Weltmeister feiern. Im entscheidenden Moment aber sind die „Urus“ stärker. Durch einen 2:1-Sieg über Brasilien holen sie ihre zweite Weltmeisterschaft. Noch Stunden nach dem Spiel sitzen Tausende Zuschauer fassungslos auf den Rängen.

1954: Rechtsaußen Rahn besiegelt sechs Minuten vor Spielende mit einem tollen Flachschuß die 2:3-Niederlage des hohen Favoriten Ungarn. Der krasse Außenseiter Westdeutschland wird in Bern Weltmeister.

1958: Die Ära Brasiliens und seines Wunderstürmers Pele beginnt. Der 17jährige erzielt zwei Treffer beim 5:2-Endspielsieg über Schweden in Stockholm.

1962: Fast gelingt der ČSSR der große Wurf. Jedoch ausgerechnet im Endspiel unterlaufen dem besten Torsteher der Endrunde, Schroif aus Bratislawa, entscheidende Schnitzer. 3:1 – und Brasilien behält die WM-Trophäe.

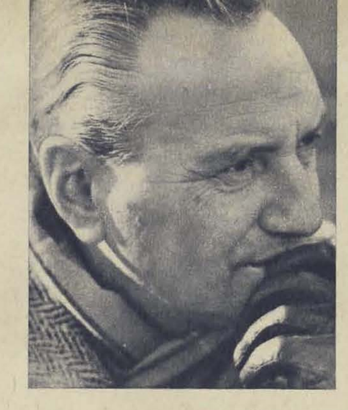
Und 1966? Noch stehen große Fragezeichen über dem Ausgang der diesjährigen Titelkämpfe. Kann einer der bisherigen zweifachen Weltmeister, Uruguay, Italien oder Brasilien, durch einen dritten Titelgewinn den kostbaren Cup endgültig in seinen Besitz bringen? Erreicht England, das Mutterland des Fußballs, endlich einmal das große Ziel? Zahlt sich die intensive Vorbereitung der UdSSR aus?

Fragen über Fragen, die ihre endgültige Antwort erst am 30. Juli im Londoner Wembley-Stadion erhalten werden.

Der Fußball ist rund. Der große Außenseiter kann alle noch so „sicheren“ Prognosen über den Haufen werfen.

Trotzdem, auch AR will sich an der allgemeinen Diskussion um den Ausgang der Titelkämpfe beteiligen und befragte deshalb Prominente: „Wer wird Fußballweltmeister 1966?“ ▶

Karoly Soos: ENGLAND ODER BRASILIEN



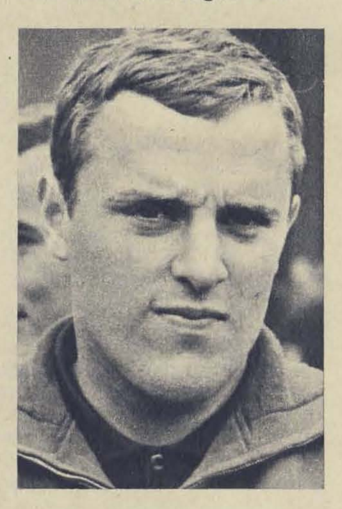
Gern ging der erfahrene Fußballexperte, der seit 1961 Verbandstrainer des Deutschen Fußballverbandes ist und unsere Nationalmannschaft aus dem Schattendasein der Mittelmäßigkeit ins helle Licht der Achtung und Anerkennung in ganz Europa führte, auf unsere kleine Spielerei des Abwägens der Chancen ein: „Aus Gruppe A werden England und Frankreich das Viertelfinale erreichen. Die Männer um Bobby Charlton haben den großen psychologischen Vorteil, als Gastgeber ständig eine stimmgewaltige Kulisse hinter sich zu wissen. Bereits 1958 (Schweden – Vizeweltmeister) und 1962 (Chile – 3. Platz) endeten die Mannschaften der ausrichtenden Länder ganz vorn, ohne daß sie auch spielerisch die Klasse besaßen, wie England heute, das ich deshalb auch im Endspiel erwarte.
In Gruppe B rechne ich mit Spanien und Argentinien. Wenn deren etwas sensiblen Spieler in Form und Spiellaune sind, kann man sie kaum bremsen. Westdeutschland wird Schwierigkeiten haben, seine in italienischen Profiklubs spielenden Stars (Haller, Schnellinger, Brülls) nahtlos in seine Mannschaft einzubauen.
In Gruppe C tippe ich als Ungar natürlich auf meine Landsleute und auf den Titelverteidiger Brasilien. Aber auch Bulgarien halte ich für stark genug, um für eine Überraschung zu sorgen! Brasilien kann erneut Weltmeister werden, besonders, wenn die Europäer versuchen sollten, die Spielweise des Titelträgers zu kopieren.
In Gruppe D dürften mit der UdSSR und Italien die Viertelfinalisten gegeben sein. Die Frage ist, kann die italienische Nationalmannschaft das von Inter Mailand so perfekt beherrschte Catennaccio ohne die tragenden Kräfte Suarez und Jair ebenfalls erfolgreich spielen."

Höher als sein ungarischer Gegenspieler springt hier Otto Fräßdorf vom FC Vorwärts Berlin. Der ganz große Sprung gelang unserer Nationalelf noch nicht.

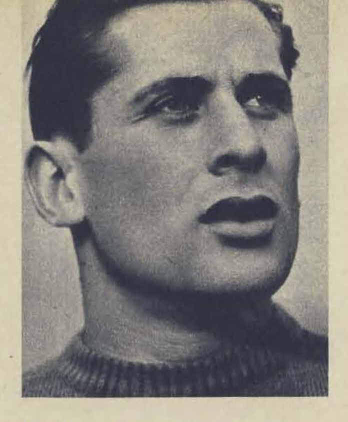


Jürgen Nöldner: ENGLAND

Der Oberleutnant, Spielmacher des FC Vorwärts Berlin und der Nationalmannschaft und angehender Sportjournalist, gab recht interessante Prognosen:
„Für mich gibt es drei Favoriten:
England, mit dem unschätzbaren Heimvorteil, spielt einen sehr sachlichen, schnellen und auch technisch ausgezeichneten Fußball und ist auch sehr konditionsstark.
Italien, mit seinem zwar nicht schönen aber erfolgreichen Devensivsystem, wird nur sehr schwer zu bezwingen sein.



Brasilien, technisch hervorragend, begründete das heute überall gespielte 4-2-4-System und kann sich im Laufe eines so schweren Turniers steigern!
Natürlich kann es auch ganz anders kommen. Es wäre für mich auch keine Sensation, wenn zum Beispiel die Brasilianer in ihrer äußerst schweren Gruppe hängenblieben. Die Gruppe C ist so ausgeglichen, daß hier jeder jeden schlagen kann."



Karl-Heinz Spickenagel: BRASILIEN

29mal stand „Spicke“ im Tor unserer Nationalmannschaft, jetzt ist er Mannschaftsleiter beim FC Vorwärts Berlin: „Ich glaube, Brasilien schlägt England im Endspiel und wird zum dritten Mal Weltmeister. Die intensive und planmäßige Vorbereitung im Lande des Titelträgers und solche überragenden Spieler wie Pele, Garrincha, Djalma Santos u. a. sind nach meinem Dafürhalten Anlaß genug für eine solche Prognose.
Schade, daß es unsere Truppe nicht ganz geschafft hat. Wir hätten bestimmt in England ganz gut mitgespielt..

Werner Eberhard: ITALIEN

Seit 1949 kommentiert er am Mikrofon und am Bildschirm Fußballspiele aus den größten Stadien der ganzen Welt. So darf man seinem fachlichen Urteil schon einiges Gewicht beimessen:
„Ich bin sicher, wir werden eine Weltmeisterschaft der Devensivsysteme erleben. 4-2-4, 4-3-3, das italienische Catennaccio oder andere Abwehrvarianten werden es den Stürmern schwer machen, Tore zu erzielen. Die Italiener beherrschen das Spiel aus der Abwehr heraus am perfektesten, deshalb erwarte ich sie als neuen Weltmeister.
Natürlich haben auch andere Mannschaften Chancen, so England, Brasilien, Westdeutschland, und warum sollte nicht sogar ein Außenseiter eine Überraschung bringen, läßt doch der Zufall den Fußball oft anders rollen, als man erwartet.



Hans Pitra: UdSSR

Der Intendant des Berliner Metropol-Theaters ist für seine Fußballbesessenheit bekannt. Nicht nur, daß er regelmäßiger Besucher aller Berliner Oberligaspiele ist, als stellvertretender Vorsitzender des BFC Dynamo ist er auch selbst aktiv im Fußball tätig.
„Wer Weltmeister wird?
Diese Frage ist wirklich schwer zu beantworten. England, Brasilien, Ungarn und die UdSSR sind meiner Meinung nach die ernsthaftesten Anwärter. Ich tippe auf die UdSSR, die sich bestens präpariert hat und sehr viele erstklassige Spieler in ihren Reihen hat. Aber die Leistungsdichte ist sehr groß, viele haben eine Chance.“



Fünf Fußballexperten tippten den neuen Weltmeister – vier verschiedene Nationalmannschaften nannten sie dabei, interessante Prognosen wurden gestellt – aber eben nur Prognosen. Entschieden wird die 8. Fußballweltmeisterschaft auf den englischen Fußballplätzen, gekürt wird der Weltmeister am 30. Juli im Wembley-Stadion.

DER WEG INS FINALE

Die 16 Endrundenteilnehmer sind in vier Gruppen ausgelost, in denen jeder gegen jeden spielt.

GRUPPE A	GRUPPE B	GRUPPE C	GRUPPE D
England	Westdeutschland	Ungarn	UdSSR
Frankreich	Spanien	Portugal	Italien
Uruguay	Argentinien	Brasilien	Chile
Schweiz	Mexiko	Bulgarien	KVDR

Die beiden Ersten jeder Gruppe erreichen das

VIERTELFINALE:

1. Spiel: Erster der Gruppe A – Zweiter der Gruppe B
2. Spiel: Zweiter der Gruppe A – Erster der Gruppe B
3. Spiel: Erster der Gruppe C – Zweiter der Gruppe D
4. Spiel: Zweiter der Gruppe C – Erster der Gruppe D

Die Sieger dieser vier Spiele stehen im

HALBFINALE:

Sieger Spiel 1 – Sieger Spiel 3
Sieger Spiel 2 – Sieger Spiel 4

Die Unterlegenen bestreiten am 28. 7. das

SPIEL UM DEN DRITTEN PLATZ.

Die Sieger treffen am 30. 7. im Wembley-Stadion in London aufeinander:

ENDSPIEL um den Jules-Rimet-Cup.





Insekten der Mammutklasse

Von Major WLADIMIR GLEBOW

Wir standen mit unserem GAS auf einem abgeernteten Stoppelfeld in einer etwas entlegenen Gegend der Deutschen Demokratischen Republik. Noch dazu mitten in der Nacht und mit abgeschalteten Scheinwerfern. Denn wir sollten „gesucht" werden. Nun ist allerdings das „Versteckspiel" militärischer Natur etwas komplizierter und vor allen Dingen weiträumiger als die einfachen Spiele der Kindheitstage.
So erlaubte ich mir also, nachdem wir nach meiner Auffassung eine ganze Weile umsonst auf dem Acker herumgestanden hatten, leise Zweifel an dem Erfolg des geplanten Unternehmens zu äußern. Doch mein Begleiter, ein Fliegeroffizier, lachte nur über meine Befürchtungen.
„Sie werden's erleben", meinte er, auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr blickend, „in drei, vier Minuten sind sie da."
Und er sollte recht behalten. Es dauerte wirklich nur noch ein paar Minuten, da tauchten am Nachthimmel zwei Lichter auf – ein grünes und ein rotes. Zugleich ertönte ein dumpfes Brummen, kam näher und näher, wurde lauter und lauter. Dann flammte etwa zweihundert Meter vor uns in der Luft ein Scheinwerferstrahl auf, huschte über die Wiese und hüpfte schließlich zu uns in das Fahrzeug, so daß wir geblendet die Arme vor die Augen hielten.
Unter tosendem Lärm, Sand und selbst Steine aufwirbelnd, senkte sich ein riesiger Hubschrauber vom Typ Mi-6 herab.
„Erstklassige Steuermannsarbeit", lachte mir mein Begleiter zu. Und tatsächlich: Wir waren laut Einsatzbefehl für die Hubschrauberbesatzung die letzte Station einer komplizierten Flugroute mit drei Wendepunkten. Trotzdem hatte sie uns auf Anhieb gefunden.
Vor uns tat sich jetzt eine Art Scheunentor auf, der Wagen ruckte an, wir fuhren eine Rampe hinauf und verschwanden im Bauche des Riesen. Ein wenig verlassen mochte sich wohl unser braver GAS darinnen vorkommen, denn es hätten noch gut und gerne einige seiner Kameraden vor und hinter ihm Platz gefunden.
Ein Fliegermajor trat auf uns zu, begrüßte uns. Wladimir Galkin, Flugzeugführer und Kommandant, stellte seinen Ko-Piloten vor, sowie den Steuermann, den Bordingenieur und auch den

Bordmechaniker. Dann entschuldigte er sich, er müsse die Maschine zum Flugplatz zurückbringen.
Mit Hilfe des Bordingenieurs, Oberleutnant Ing. Judin, wurde unser Fahrzeug vorschriftsmäßig vertäut. Dann heulten die beiden Turbinentriebwerke auf, und die Maschine hob weich vom Boden ab. Mir fiel gleich auf, daß man während des Fluges in der Maschine reden konnte, ohne die Stimme heben zu müssen. Bei anderen Hubschraubern hatte ich weitaus stärkeren Lärm kennengelernt.
„Stimmt", bestätigte Oberleutnant Judin, „diese Triebwerke sind leiser." Er schien überhaupt davon sehr angetan zu sein. Nicht nur, daß er ihre Schubkraft rühmte, er lobte auch ihre Zuverlässigkeit und Konstruktion. „Die Triebwerke sind günstig angeordnet, man kommt leicht an die Systeme und Aggregate heran, und wir hatten noch keine außerplanmäßigen Reparaturen." Nebenbei erfuhr ich, daß auch diese Besatzung bereits mehrmals durch das Kommando der in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte und einmal sogar von der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik ausgezeichnet wurde. Wofür? Zunächst Schulterzucken. Erst nach und nach ist herauszubringen, was diese Männer mit ihrer Mi-6 so alles zu leisten haben. Meistens handelt es sich natürlich um Gefechtsübungen. Da müssen beispielsweise Einheiten samt Waffen und Gerät über ziemliche Entfernungen transportiert werden. Transportiert und sicher abgesetzt: an Berghängen wie an der Meeresküste oder in dichtem Wald. Ganz zuletzt fiel schließlich das Wort „Katastropheneinsatz". Ich wollte darüber Genaueres wissen. Man erzählte mir vom letzten Hochwasser. Der Befehl

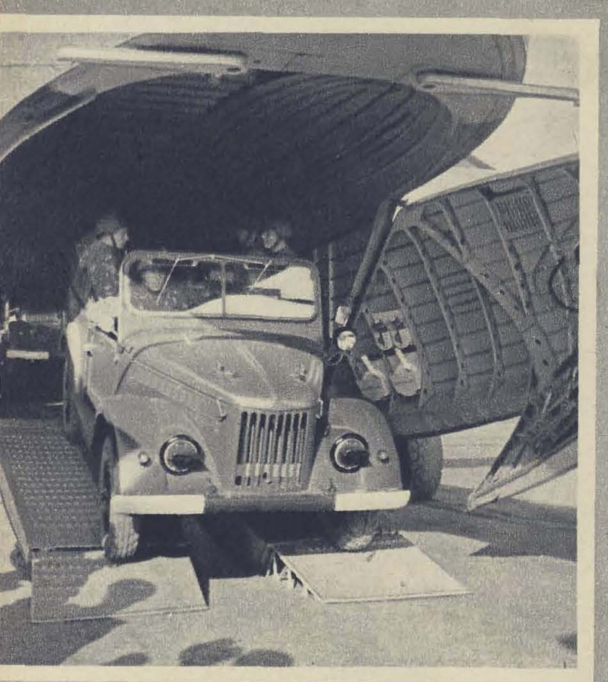


„Freunde, es geht wieder los . . ." Kommandant Galkin (Mitte) instruiert seinen Ko-Piloten, Oberleutnant Bogdanow (links), und den Steuermann, Hauptmann Grinewitsch.



Ihr charakteristisches „Gesicht" erhält die Mi-6 durch die beiden nebeneinanderliegenden Strahltriebwerke. ▶

Die Rumpflänge des Hubschraubers beträgt etwa 45 m, der Durchmesser seines fünfblättrigen Rotors etwa 40 m. ▼



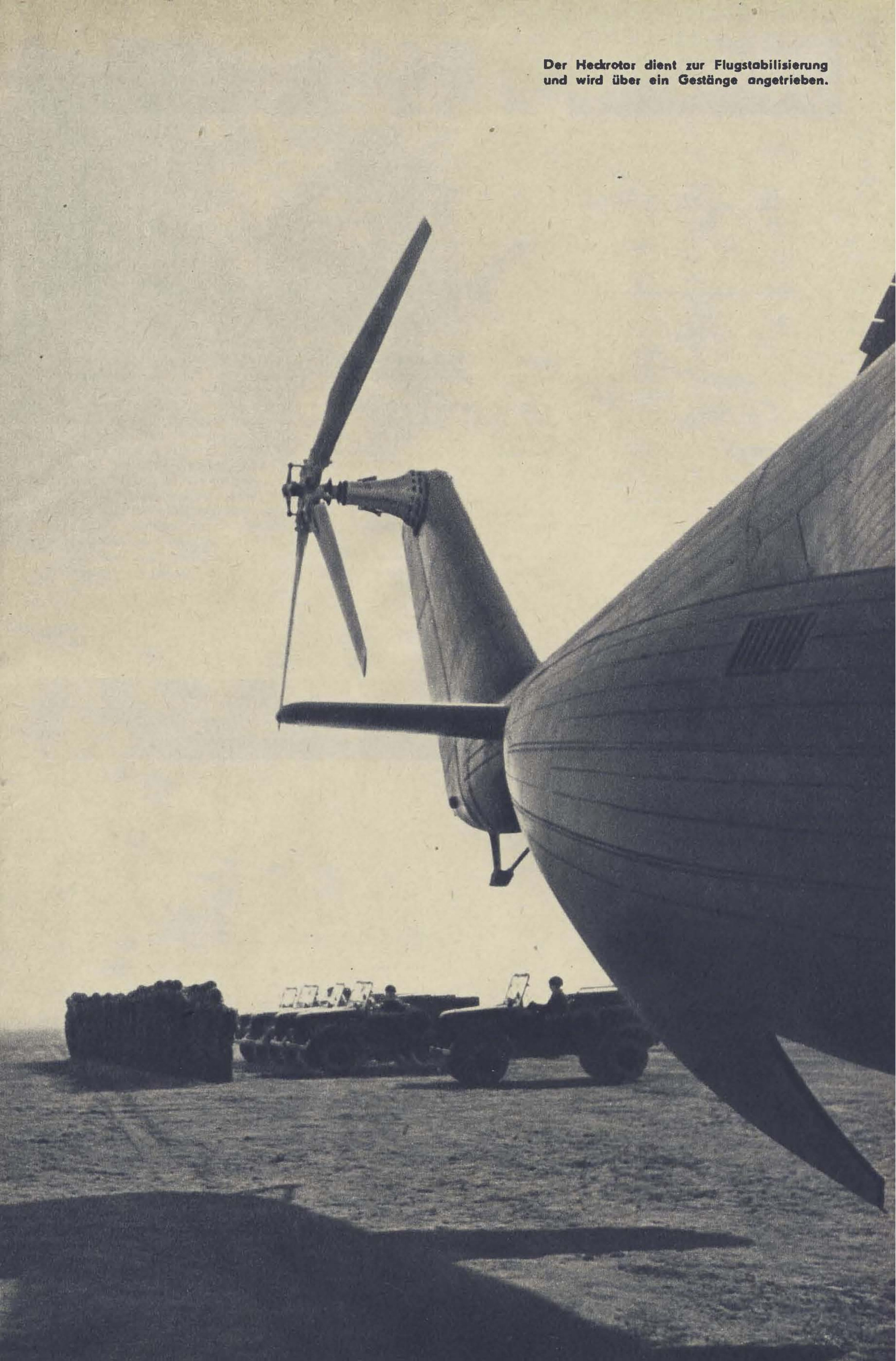
hatte gelautet, die Bürger einer von den Fluten bedrohten Ortschaft zu evakuieren. Doch wer hätte dort in der Eile eine geeignete Landestelle erkunden sollen? Der Grund mußte ja eine bestimmte Festigkeit besitzen, denn die Mi-6 ist kein Sperling. Sie besitzt im Gegenteil sogar ein recht beachtliches Gewicht. Also hatte man sich zu „gefechtsmäßigem" Vorgehen entschlossen. Der Hubschrauber hatte sich einen halben Meter über dem Erdboden „aufgehängt", und der Bordmechaniker, Feldwebel Jermolenko, war hinausgesprungen, um die Tragfähigkeit des Grundes zu prüfen. Dann erst hatte das „Vögelchen" aufgesetzt.

Mir schien, als hätten die Genossen der Besatzung geradezu verliebte Augen, wenn sie von ihrem Flugzeug sprachen, und ich wagte eine Andeutung in dieser Richtung. Die Männer stimmten mir lachend zu. Dann beugte sich Oberleutnant Judin vor und flüsterte mir ins Ohr: „Da müßten Sie erst mal unseren Kommandanten erleben, der ist geradezu vernarrt!" Tatsächlich flog Wladimir Galkin in seinem Leben schon viele Flugzeugtypen sowohl mit Tragflächen als auch mit Tragschrauben.

„Meine Mi-6 tausche ich aber mit keiner von den anderen wieder ein!"

Das war sein vorerst letztes Wort in dieser Sache.

Einen SPW „schluckt" die Mi-6 ohne Schwierigkeiten. Mit der Mi-6 wurden folgende Weltrekorde aufgestellt: 12 000 kg Nutzlast auf 2000 m, 10 000 kg auf 4900 m und 318 km/h Schnitt über einer Meßstrecke von 15 bis 25 km.

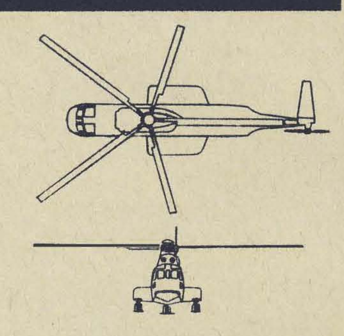


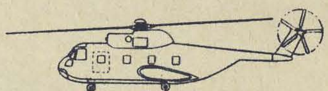
Der Heckrotor dient zur Flugstabilisierung und wird über ein Gestänge angetrieben.

ARMEE-RUNDSCHAU 6/1966

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE HUBSCHRAUBER







Sikorsky S-61 R (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	5215 kg
Abflugmasse	8845 kg
Tragschrauben-durchmesser	18,90 m
Länge über alles	22,25 m
Höhe über alles	5,19 m
Höchstgeschwindigkeit	265 km/h
Reisegeschwindigkeit max.	230 km/h
Steiggeschwindigkeit	335 m/min
praktische Gipfelhöhe	3560 m
Reichweite	800 km
Triebwerk	2 Turbinen GE-CT 110-1 mit je 1265 PS
Bewaffnung	ohne
Besatzung	2 Mann

Der S-61 R ist ein schwerer Amphibienhubschrauber für den Transport von Mannschaften und Lasten; eingesetzt von den amerikanischen Luftstreitkräften unter den Bezeichnungen CH-3C, CH-3E und HH-3E (Such- und Rettungsaufgaben) sowie von der amerikanischen Küstenwache als HH-3F. Der S-61 R kann 25 bis 30 ausgerüstete Soldaten oder 15 Verwundete mit Tragen befördern. Eine Heckladerampe ermöglicht ein rasches Be- und Entladen. Der wasserdichte Rumpf und das einfahrbare Dreibeinfahrwerk mit Zwillingsbereifung gestatten Start und Landung von unvorbereiteten Plätzen.

ARMEE-RUNDSCHAU 6/1966

TYPENBLATT

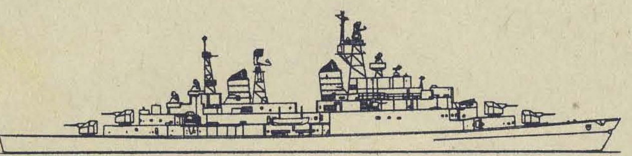
NATO-SCHIFFE ZERSTÖRER

Zerstörer Typ „Hamburg" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Wasser-verdrängung	3400 . . . 4400 ts
Länge	134 m
Breite	13,4 m
Tiefgang	4,3 m
Höchst-geschwindigkeit	36 sm/h
Marsch-geschwindigkeit	20 sm/h
Bewaffnung	4 Geschütze 100 mm; 8 Geschütze 40 mm in Doppellaf.; 4 U-Abwehr-Torpedorohre; 2 U-Abwehr-Raketenwerfer zu 4 Rohren; 5 Torpedorohre 533 mm.
Besatzung	280 Mann

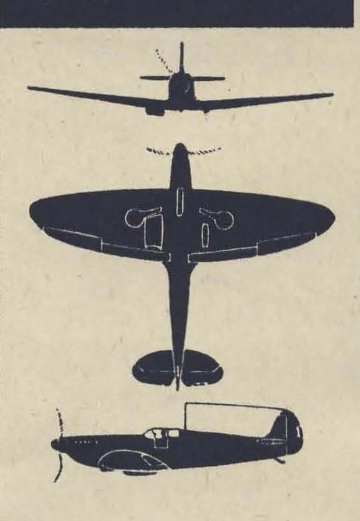


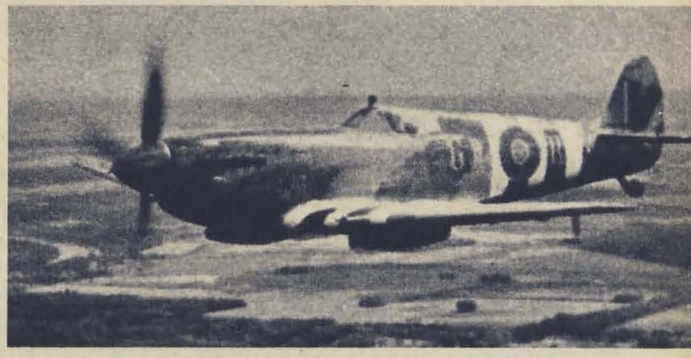


Der Zerstörer „Hamburg" lief 1960 vom Stapel. Bis 1963 folgten drei Schwesternschiffe („Schleswig-Holstein", „Bayern", „Hessen"). Beim Bau des Schiffes wurden die Erfahrungen des internationalen Zerstörerbaus und die der faschistischen Kriegsmarine berücksichtigt. Der Zerstörer ist konventionell bewaffnet.

TYPENBLATT

WAFFEN DES ZWEITEN WELTKRIEGES





Jagdflugzeug „Spitfire" V A (Großbritannien)

Taktisch-technische Daten:

Rüstmasse	2380 kg
Flugmasse	3060 kg
Spannweite	11,23 m
Höchstgeschwindigkeit max.	605 km/h
Steigleistung	12,8 m/s
Dienstgipfelhöhe	11400 m
Reichweite	930 km
Bewaffnung	2 Kanonen 20 mm; 4 MG 7,62 mm.
Besatzung	1 Mann

Der englische Jäger „Spitfire" war eines der besten Jagdflugzeuge des zweiten Weltkrieges. Die Version „VA" entstand 1940. Sie hatte einen 1300 PS flüssigkeitsgekühlten Reihenmotor Rolls Royce „Mertin 45".

ARMEE-RUNDSCHAU
6 1966

TYPENBLATT

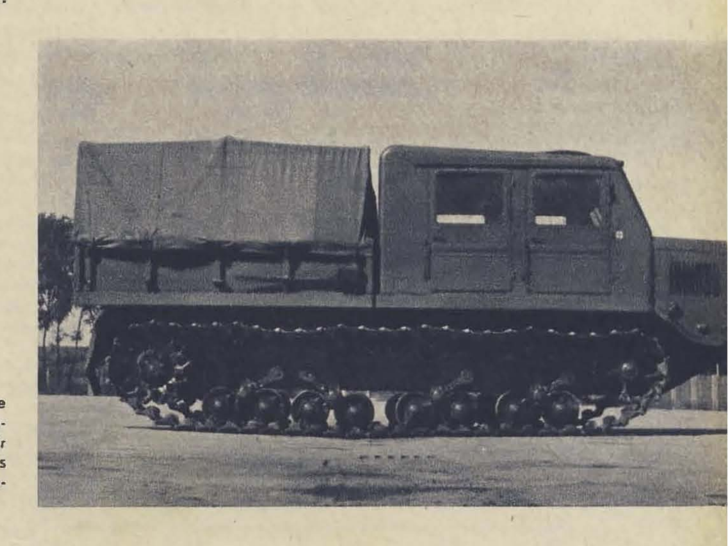
FAHRZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

Kettenzugmaschine AT-S (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	12 000 kg
Länge	5870 mm
Breite	2570 mm
Höhe über Fahrerhaus	2533 mm
Bodenfreiheit	400 mm
Nutzlast	3000 kp
zul. Gesamtmasse max.	15 000 kg
Anhängermasse max.	14 000 kg
Geschwindigkeit	35 km/h (ohne Anhänger)
Fahrbereich	300 km
Watfähigkeit	1000 mm
Motor	W-54-T, 4-Takt-Diesel, 275 PS

Die mittlere Kettenzugmaschine AT-S wird in den Armeen des sozialistischen Lagers als Zugmittel für Geschütze und sonstige Lasten bis zu einer Gesamtmasse von 14 t eingesetzt.



Keine Fehlbelichtung mehr ...

mit der neuen hochleistungsfähigen Spitzenkamera 24 x 36 PRAKTICA mat. Erstmals Lichtmessung im Inneren der Kamera – im Abbildungsstrahlengang des Suchers und gekuppelter Belichtungsautomatik – markanteste Neuerung dieses Kleinbild-Spiegelreflexmodells.
Ein Druck auf die Meßtaste der PRAKTICA mat, und das Licht wird durch den neuartigen Strahlenteiler und den Fotowiderstand am gesamten Sucherbild gemessen. Damit ist erstmalig eine exakte Messung ohne unerwünschtes Fremdlicht gewährleistet. Ergebnis: Immer richtig belichtete Aufnahmen in Schwarz/Weiß und Color; immer richtig belichtete Aufnahmen bei Verwendung von Objektiven aller Brennweiten, Filtern und auszugsverlängerndem Zubehör. Nah-, Lupen- und Mikroaufnahmen sind ohne komplizierte Umrechnungen und Tabellen möglich.

Das sind Verkaufsargumente, die überzeugen!



Neues lichtstarkes Standardobjektiv Meyer Oreston 1,8/50.
Schlitzverschluß von 1 bis 1/1000 s,
neues Bildeinstellsystem mit Meßlupe und Mikrorasterfeld,
Rückkehrspiegel, automatischer Bildzähler, angelenkte Rückwand,
Wechselobjektive von 20 bis 1000 mm und vielseitiges Zubehör
für alle fotografischen Bereiche – das sind weitere hervorragende Merkmale dieser Spitzenkamera.
Mit der PRAKTICA mat haben Sie immer eine Kamera im Verkauf, die höchsten Ansprüchen gerecht wird.

PREIS: 917,– MDN



VEB PENTACON DRESDEN



Kamera- und Kinowerke

- Ein Buch für Gruppenführer, Panzerkommandanten, Geschützführer und Maate
- Ein Buch für Unteroffiziere aller Waffengattungen und Teilstreitkräfte der Nationalen Volksarmee
- Ein Buch für Unteroffiziere in allen bewaffneten Organen der Deutschen Demokratischen Republik

Handbuch für Unteroffiziere

Etwa 300 Seiten, mit Abbildungen, flex. PVC-Einband, 7,50 MDN
Erscheint voraussichtlich im August

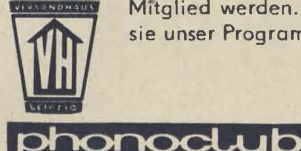
Allgemeine Grundlagen, Grundlagen des modernen Gefechts, der Einzelkämpfer im Gefecht, die Handlung der Guppe im Gefecht, Grundprobleme der Militärpädagogik und die Organisation und Durchführung der Ausbildung sind die Hauptkapitel dieses Handbuches – der ersten umfassenden Darstellung dieser Thematik. Neben den notwendigen fachlichen Abhandlungen werden viele methodische und organisatorische Hinweise für die Ausbildung gegeben. Der Inhalt ist übersichtlich gegliedert und vieles in Merksätzen und Tabellen zusammengefaßt.



phonoclub 66/67

- Opern · Sinfonische, Volks- und Unterhaltungsmusik · Litera
- Jazz · Tanzmusik
- Bedeutende Werke der Musik und Literatur auf Schallplatten
- Interpreten von Weltruf
- International anerkannte Klangkörper und Chöre
- Berühmte Dirigenten

Auslosung von Phonogeräten, Schallplatten usw., Prämienplatten für phonoclub-Mitglieder. Auch Sie können Mitglied werden. Bitte fordern sie unser Programm an.





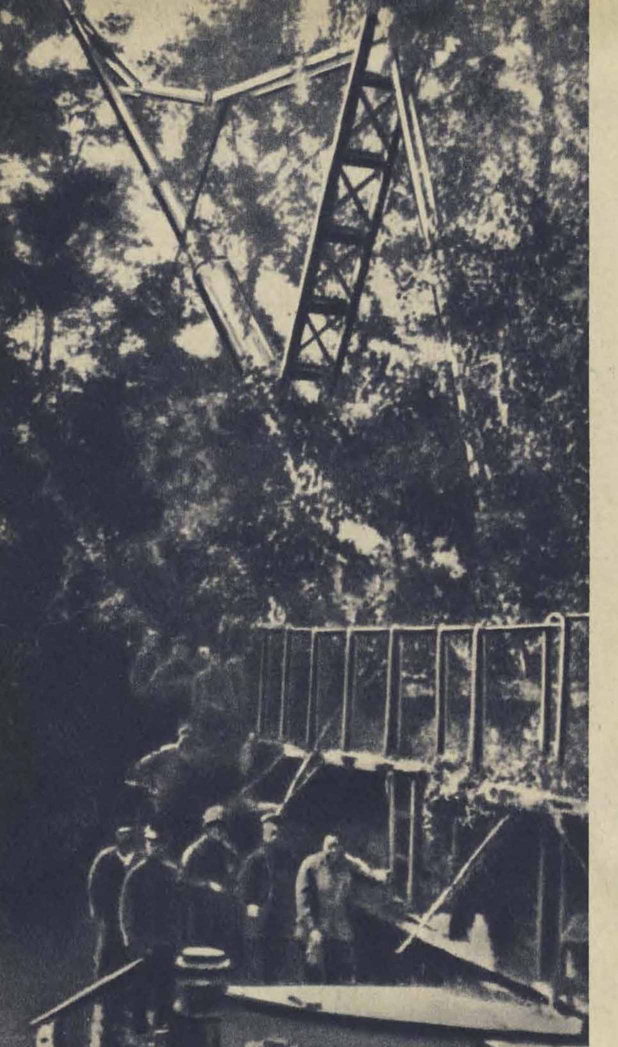
701 Leipzig · Postfach 960

Sie sparen 20%

Odol braucht man jeden Tag, oft auch mehrmals am Tage. Ist es dann nicht angenehm, diese belebende Erfrischung für Mund und Atem besonders günstig einzukaufen? Rationelle Abfüllung der großen Flaschen (47 ml für MDN 3,75) bietet Ihnen einen Preisvorteil von ca. 20 % im Verhältnis zu den kleinen Reiseflaschen. Sie gewinnen durch ständige Mundhygiene mit Odol.



VEB ELBE Chemie



Eine seltene Aufnahme des Riesengeschützes in Feuerstellung an der Westfront.

Am 21. März 1918 traten 76 deutsche Divisionen mit 6608 Geschützen und 1070 Flugzeugen an der Westfront zu der sorgfältig vorbereiteten Frühjahrsoffensive „Michael" an. Während die Alliierten im vierten Kriegsjahr vor allem durch den Kriegseintritt der USA mit ihren gewaltigen personellen und materiellen Möglichkeiten auf dem europäischen Kriegsschauplatz spürbar erstarkt waren, gestaltete sich die Lage des imperialistischen deutschen Kaiserreiches immer aussichtsloser. In den blutigen Schlachten des Stellungskrieges hatte die deutsche Armee gewaltige Verluste an Menschen und Material erlitten. Im Hinterland herrschten Hunger und Elend. Infolge der alliierten Blockade bestand ein starker Mangel an kriegswichtigen Rohstoffen und lebensnotwendigen Gütern. Unter dem Einfluß der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution nahm die revolutionäre Bewegung in Deutschland rasch zu. Die Verbündeten – Österreich-Ungarn, die Türkei und Bulgarien – ließen unmißverständlich erkennen, daß sie des Krieges müde waren. In dieser Situation versuchte der kaiserliche Generalstab, durch einen militärischen Gewaltstreich das Blatt zu wenden und den erstrebten „Siegfrieden" doch noch zu erringen.

Auch hier glaubten die deutschen Militaristen, in einer „Wunderwaffe" einen wichtigen Trumpf zu besitzen. Wieder handelte es sich dabei um ein Krupp-Geschütz. Sollte 1914 der 42-cm-Mörser „Dicke Berta" den geplanten Blitzkrieg entscheidend beeinflussen, so war diese Rolle im Frühjahr 1918 dem „Paris-Geschütz" zugedacht, das am 23. März aus einer Entfernung von 128 km das Feuer auf die französische Hauptstadt eröffnete.

Ludendorff hatte zur Unterstützung der geplanten Entscheidungsoffensive solche Mammutgeschütze verlangt.

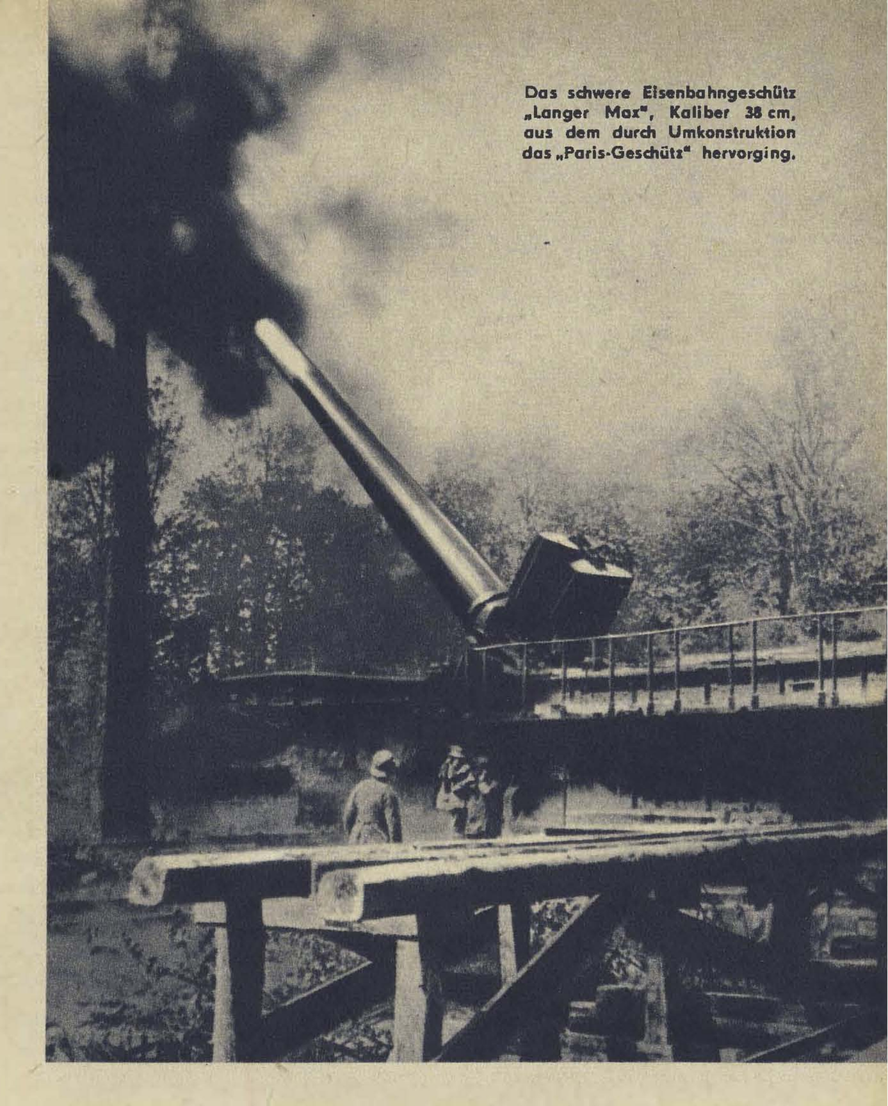
Unter Leitung des Chefkonstrukteurs Prof. Rausenberger gingen Ingenieure und Ballistiker gemeinsam mit dem Waffen-Departement des Reichs-Marineamtes daran, die scheinbar absurde Forderung zu lösen, Kanonen mit einer Reichweite von mehr als hundert Kilometern herzustellen. Sie ließen sich dabei von folgender theoretischer Überlegung leiten: Es mußte erreicht werden, daß das Geschoß möglichst rasch die untere dicke Luftschicht durchstieß, um seinen Flug hauptsächlich in der Stratosphäre mit ihrem geringen Luftwiderstand fortzusetzen. Das war nur möglich, wenn es gelang, die Eigenschaften des Mörsers mit denen des Langrohrgeschützes zu verschmelzen. Man war sich von vornherein darüber klar, daß eine solche Lösung eine „höchst empfindliche, schwer zu behandelnde Kreuzung von verhältnismäßig kurzer Lebensdauer" ergeben würde. Aber das störte weder die Firma Krupp, die in der Neuentwicklung eine gewaltige Profitmöglichkeit erkannte, noch den kaiserlichen Generalstab, dem für seine „Wunderwaffe" kein Preis zu hoch war.

In technischer und ballistischer Hinsicht war das „Paris-Geschütz" eine Sensation ersten Ranges. Es war aus einer umkonstruierten 38-cm-Marinekanone hervorgegangen. Durch ein besonders gelagertes Einsatzrohr war das Kaliber auf 21,6 cm verringert worden. Zwei aufgeschraubte glatte Verlängerungsstücke dienten der besseren Ausnutzung der Pulvergase. Dieses so umgeformte Rohr hatte eine Länge von 33,13 m und einen Durchmesser von fast einem Meter. Es wog 40 Tonnen und ruhte in einer 50 Tonnen schweren Wiege mit hydraulischem Bremszylinder und Luftvorholer. Das Geschütz schoß von einer 60 Tonnen schweren Betonbettung. Sein Rücklauf betrug 1,3 Meter.

Infolge der unerhört großen Belastung, die das Rohr bei jedem Schuß auszuhalten hatte – so betrug z. B. der Gasdruck 3000 Atmosphären –, erwies sich die Munitionsfrage als besonders kompliziert. Alle Geschosse des "Paris-Geschützes" waren sorgfältig numerierte Spezialanfertigungen, die sich in Länge, Breite und Masse voneinander unterschieden. Der Durchmesser der mit Kopf- und Bodenzünder ver-

Das „Riesengeschütz“ von Laon

Hauptmann Dr. M. Lachmann



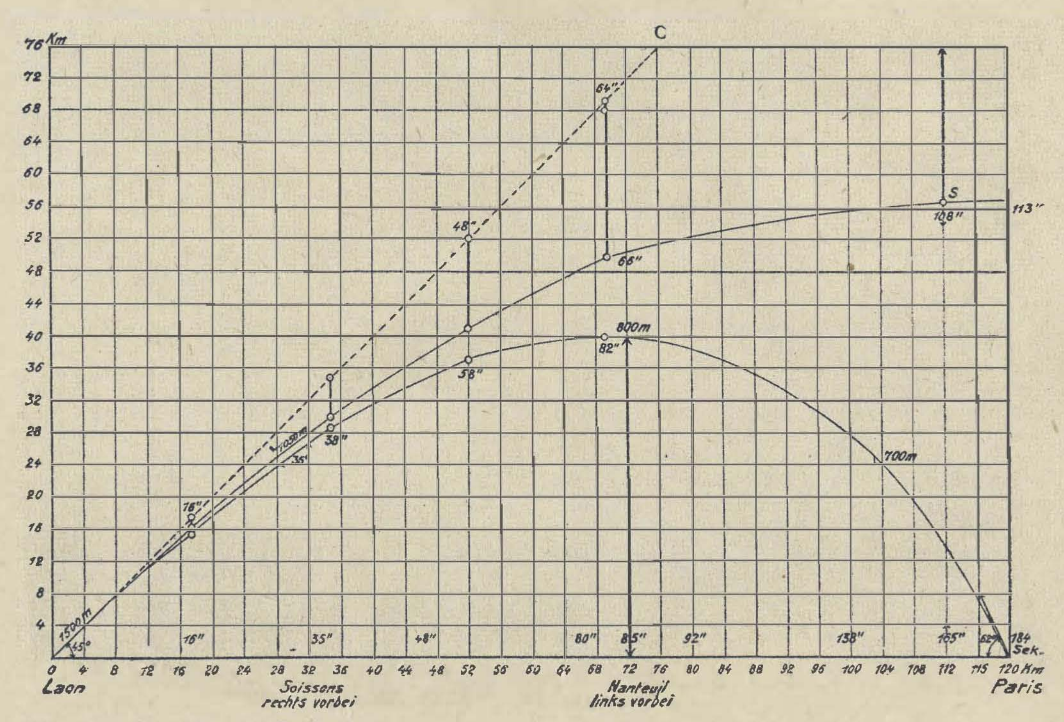
Das schwere Eisenbahngeschütz „Langer Max“, Kaliber 38 cm, aus dem durch Umkonstruktion das „Paris-Geschütz“ hervorging.

sehenen Sprenggranate variierte zwischen 20,8 und 21,36 cm, ihre Masse zwischen 100 und 130 kg. Die Kartuschen mit meterlangem Röhrenpulver wogen 300 kg.

Die Granaten wurden mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 1600 m/sec und einer Erhöhung von 50 Grad aus dem Rohr geschleudert. In rund drei Minuten legten sie bei einer Flughöhe von 40 000 m die Entfernung von 130 km zurück und erreichten mit einem Auftreffwinkel von 60 Grad ihr Ziel. Auf die Gestalt der Flugbahn hatten Krümmung und Rotation der Erde, Schwerkraft und Wind, Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Luft sowie Verbrennungsraum und Pulvertemperatur bestimmenden Einfluß. All diese Faktoren mußten rechnerisch berücksichtigt werden. Die theoretische Schußfolge war mit 10 Minuten angegeben. In der Praxis konnte sie allerdings nicht eingehalten werden, weil sich das Rohr wegen der starken Belastung schnell durchbog. Deshalb mußte es nach jedem Schuß an große Spezialblöcke gehängt und gerichtet werden. Bereits nach 50 bis 70 Schuß war das Rohr unbrauchbar und mußte durch ein neues ersetzt werden. Die Geschützbedienung bestand aus 60 Marine-Artilleristen, von denen 30 zum Bedienen der Richtblöcke des Rohres und der Flaschenzüge erforderlich waren. Die drei Geschütze, die der Generalstab gefordert und termingerecht erhalten hatte, wurden von einem Admiral befehligt, der über Direktleitung mit dem kaiserlichen Großen Hauptquartier, mit dreißig in der Nachbarschaft stationierten leichten und schweren Batterien, mit mehreren Flugplätzen und meteorologischen Stationen verbunden war.

Die Vorbereitungen für den Einsatz der „Paris-Geschütze“ wurden unter strengster Geheimhaltung bereits im Jahre 1917 in Angriff genommen. Ein Spezialkommando wurde zusammengestellt, und zum Jahresende begann der Ausbau von drei Geschützstellungen im Laoner Frontbogen. Dazu mußten drei Erdmulden von je 100 Quadratmetern Fläche ausgehoben, die Bettungen betoniert, Stichbahnen. Munitionsbunker und Mannschaftsunterstände gebaut werden. In Abständen von je

1000 m wurden die Geschütze 10 km hinter den deutschen Stellungen in einem Waldgebiet bei Crepy auf der Linie Prémontre, Brancourt, Anizy le Chateau aufgestellt.
Trotz schärfster Tarnungsmaßnahmen blieben die notwendigen umfangreichen Vorbereitungsarbeiten dem französischen Oberkommando nicht verborgen. Ohne den wirklichen Zweck dieser geheimnisvollen Bauten zu erkennen, stellte es vorsorglich im Aisne-Brückenkopf östlich Soissons mehrere weitreichende Eisenbahngeschütze bereit, die später mit Erfolg die Stellung der „Paris-Geschütze“ bekämpften und Verluste unter der Bedienungsmannschaft hervorriefen.
Am dritten Tag der deutschen Frühjahrsoffensive eröffneten die „Paris-Geschütze“ das Feuer. Mit dieser Verzögerung verfolgte der deutsche Generalstab einen ganz bestimmten Zweck. Als die ersten Geschosse in Paris detonierten, lösten sie eine Panik aus. Viele Bürger glaubten, die deutschen Truppen hätten die alliierte Front durchbrochen und stünden unmittelbar vor der Hauptstadt. Die wildesten Gerüchte wurden verbreitet und stifteten Verwirrung. Es kam zu einem Sturm auf die Süd-Bahnhöfe, von denen aus die Bevölkerung die scheinbar bedrohte Stadt verlassen wollte. Insgesamt erreichten 320 Geschosse die Stadt, 180 davon detonierten im Zentrum und 140 in den verschiedenen Vorstädten.
Aber bald löste sich das Rätsel. Die französischen Licht- und Schallmeßabteilungen hatten nach Überwindung einiger Schwierigkeiten den genauen Standort der Riesengeschütze ausgemacht. Nach taktischen Anfangserfolgen lief sich die Offensive „Michael“ am Widerstand der französischen und englischen Truppen fest. Das gleiche Schicksal erlitten auch die folgenden deutschen Durchbruchsversuche. Die aussichtslosen Offensiven verschlangen die letzten Reserven und brachten den deutschen Imperialismus an den Rand des militärischen Zusammenbruchs. Daran konnten auch die ohne Rücksicht auf die angespannte Materiallage gebauten Riesengeschütze Krupps nichts ändern. Obwohl sie Paris bis zum 9. August ständig beschossen, erwiesen sie sich in militärischer Hinsicht faktisch als wertlos. Die Wirkung des Einzelschusses bei einer Sprengladung von lediglich 10 kg stand in keinem Verhältnis zum erforderlichen Aufwand. Wegen der enormen Streuung von 5 km war nur der Einsatz gegen ein Flächenziel, wie es die Millionenstadt darstellte, möglich.
Am 16. Juli 1918 meldete ein bis auf 87 km vor Paris in Stellung gebrachtes Geschütz die Feuerbereitschaft. Jedoch zwei Tage später begann die französische Gegenoffensive, die den unaufhaltsamen militärischen Zusammenbruch des deutschen Imperialismus einleitete. Vor den zurückweichenden deutschen Truppen wurden die „Paris-Geschütze“ aus Frankreich abtransportiert. Das Material wurde gründlich zerstört, die Konstruktionsunterlagen verschwanden in sicheren Verstecken. Der Krupp-Konzern war nicht bereit, sein Geheimnis preiszugeben. Er hoffte, diesen vermeintlichen Trumpf noch einmal ausspielen zu können. Im Jahre 1934, also kurze Zeit nach der Errichtung der faschistischen Diktatur, wurde auch von der Heeresleitung ein modernisiertes „Paris-Geschütz“ in Auftrag gegeben. Es wurde 1940 als 21-cm-Eisenbahnkanone 12 mit einer maximalen Schußweite von 115 km an das Heer geliefert.



Schematische Darstellung der Geschoßbahn.



AN DER HUNDERTER

Von Korvettenkapitän HORST WESTPHAL

Obermaat Rohloff, ein mittelgroßer junger Blondschopf, steht an der Reling seines Schiffes. Gemächlich stopft er sein Pfeifchen und brennt es schließlich gekonnt an, indem er das Streichholz zwischen zwei Finger klemmt und mit beiden Händen den Pfeifenkopf abdeckt, damit der Wind das Feuer nicht ausbläst.
Während er die ersten Züge genießt, schaut er hinunter auf den Pier. Vor der Stelling ist ein Bus vorgefahren. Matrosen steigen aus. Eine an sich wenig interessante Begebenheit. Doch Obermaat Rohloff sieht sich die Jungen aufmerksam an. Einige von ihnen soll er für seine Gefechtsstation 7/II, ein 100-mm-Geschütz, bekommen. Was für Genossen werden das sein?
Erwartungsvoll blicken die Neuen hinauf zu den imposanten grauen Aufbauten des Küstenschutzschiffes „Karl Liebknecht", das von nun an ihre zweite Heimat sein soll. Gestern war ihre Grundausbildung zu Ende, und nun sollen sie ihre Spezialausbildung erhalten.
Ihre Blicke begegnen sich mit denen der Alten an Bord, die nicht minder erwartungsvoll nach unten gerichtet sind. Die einen wie die anderen bewegt die Frage: Wie werden sie sein?
Obermaat Rohloff, mustert kritisch die Matrosen, die da die Stelling empor klettern, und kräuselt die Stirn. ‚Ziemlich schmale und kleine Heringe dabei', denkt er. ‚Und wie manche an ihrem Seesack schleppen müssen! Unter der Last einer 100-mm-Granate brechen die ja gleich zusammen!'
Wenig später melden sich einige von ihnen bei ihm als Ari-Gasten. Ihm scheint es, als habe ausgerechnet er die kleinsten und schmächtigsten zugeteilt bekommen.
‚Du meine Güte', durchfährt es ihn, ‚die sollen einmal Artilleristen werden?!'
Der „alte Fahrensmann" und mehrfach ausgezeichnete Erzieher und Ausbilder bemüht sich, seine Skepsis zu unterdrücken. Doch dann platzt ihm, vielleicht etwas provokatorisch, die Frage heraus:
„Schon mal den Knall einer Hunderter gehört?"
„Nein, Genosse Obermaat!", erschallt es im Chor.
„Hm, dachte ich mir doch. Was machen wir denn da?"
„Na, schießen!", antworten die jungen Matrosen.
Leicht verdutzt blickt der Obermaat sie an.
‚Donnerwetter', denkt er, ‚auf den Kopf scheinen sie ja nicht gefallen zu sein.'
„Aber glaubt nur nicht, daß das ein Zuckerlecken ist. Wir müssen auch treffen. Na ja, das später. Meldet euch zunächst einmal beim Smutje und haut mächtig rein, damit ihr noch ein bißchen größer werdet und zu Kräften kommt."

Sorgen des Geschützführers

Die Ausbildung beginnt. Es kommt zunächst so, wie es Obermaat Rohloff befürchtet. Die Neuen erfüllen nicht die Forderungen, die er an sie stellen muß. Trotz intensiven Trainings kommen Zeiten zustande, die von den Normen meilenweit entfernt sind. Zu ungelenk sind die Bewegungen, zu schwerfällig die Handgriffe, zu steif die Körperhaltung der jungen Matrosen.
Obermaat Rohloff ahnt nichts Gutes. Wie soll er mit diesen „Heringen", wie er sie für sich bezeichnet, eine gute Bedienung aufbauen? Wollte man ihm mit den Kleinen und Schmächtigen ein Schnippchen schlagen?
Just in dem Augenblick, als er sich darüber wieder einmal den Kopf zerbricht, sieht er, wie sein Vorgesetzter, der Kommandeur des Artillerie-Gefechtsabschnittes, auf ihn zusteuert.
„Na, wie geht es der 7/II?"
„Danke für die Nachfrage, Genosse Kapitänleutnant. Wie immer, gut geschmiert und einsatzklar."
„Und der Bedienung?"
„Schon schlechter!"
„Wieso? Machen Sie mir keine Sorgen. In den nächsten Tagen ist es soweit."
„Du meine Güte!", platzt der Obermaat etwas unbeherrscht heraus. „Ich fühle mich wie vor einem Abgrund, Genosse Kapitänleutnant. Diesmal garantiere ich für nichts. Wir werden nicht gut abschneiden."
„Machen Sie keinen Quatsch, Rohloff! Sie wissen doch, was auf dem Spiele steht."
„Ja, ja, ich weiß schon. Volle Gefechtsbereitschaft des GA unter allen Kampfbedingungen."
„Na und? Dabei können wir doch keinen Pessimismus gebrauchen, Genosse Obermaat. Und außerdem waren Sie doch vor Monaten in der Parteileitung auch für die Verpflichtung, dieses Jahr alle Schießaufgaben wieder mit sehr guten Ergebnissen zu erfüllen."
„Das schon, Genosse Kapitänleutnant. Aber als wir damals über den Wettbewerb sprachen, waren die Neuen noch nicht an Bord."
„Ach? Sie meinen, daß man nur dann zu einer Verpflichtung stehen kann, wenn man den Sieg bereits so gut wie in der Tasche hat? Das ist eine zu einfache Rechnung, mein Lieber."
„Na ja, aber die Schwierigkeiten . . ."
„Aber Genosse Obermaat", unterbricht der GA-Kommandeur den Geschützführer. „Ich kenne Sie ja gar nicht wieder. Müssen wir nicht alle jungen Menschen, die zu uns kommen, so ausbilden und erziehen, damit sie im Ernstfall den

Kampf siegreich führen können? Dürfen wir dabei vor Schwierigkeiten kapitulieren? Und noch eins, was Sie übrigens schon oft genug selbst bewiesen haben: Die jungen Matrosen arbeiten desto besser, je mehr Vertrauen wir ihnen entgegenbringen."

„Stimmt schon . . ."

„. . . also über Bord mit Ihrem Pessimismus, Genosse Rohloff, dann werden wir bei der Übung erneut dicke da sein."

Der Geschützführer weiß, daß sein Vorgesetzter recht hat, doch ist er von dessen Worten nicht sehr begeistert. Mißmutig tritt er an die Reling, nachdem der Kommandeur gegangen ist. Er will abschalten, an nichts mehr denken, nur auf das Meer schauen. Doch die Übung läßt ihn nicht los. ‚So ein Kommandeur hat's einfach', denkt er bei sich. ‚Entwickelt große pädagogische Gedanken vom Vertrauen zu den Menschen, und andere sollen sie ausführen. Weiß er, wie schwer das ist? Vertrauen ist gut und richtig; aber damit alleine können die Heringe noch keine 100-mm-Granate ins Rohr wuchten.'

Seeschauspiele und eine Idee

Seit drei Tagen befindet sich das Küstenschutzschiff „Karl Liebknecht" nun schon auf See. Der Sturm, der in der vergangenen Nacht gewütet hatte, ist abgeflaut. Hier und da reißen die Wolken auf und geben die Sonne frei. Eine lange Dünung ziert die Wasseroberfläche.

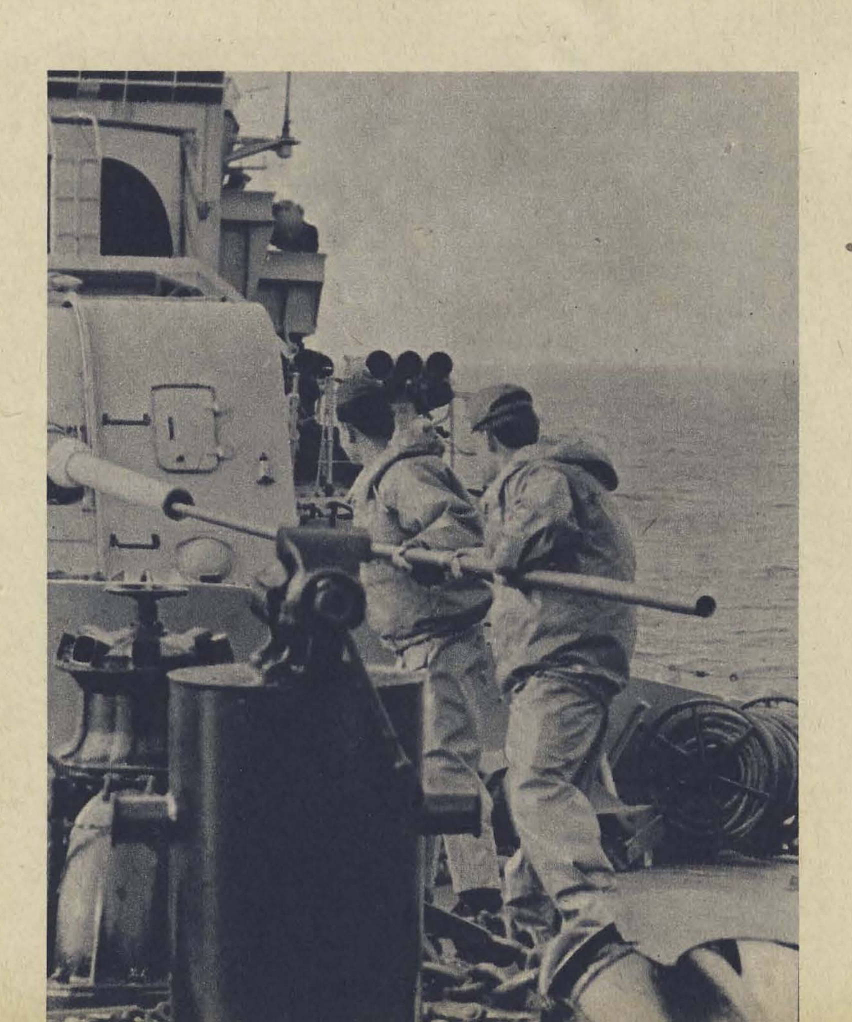
In seinen Sorgen eingesponnen merkt Obermaat Rohloff eigentlich an diesem Tag erst richtig, wie kühn sein Schiff dem vom Wind aufgewühlten Meer trotzt und dessen gewaltige Kraft bricht. „Seeschauspiele", nennt er das. Hundertmal erlebt, immer wieder dasselbe.

So sehr sich Obermaat Rohloff auch bemüht sich abzulenken, die Worte seines GA-Kommandeurs gehen ihm nicht aus dem Sinn: „Sie kennen Ihre Matrosen noch gar nicht richtig. Wie können Sie da sagen, daß sie versagen würden? Schon mancher Kleine und Schmächtige ist über sich hinausgewachsen, als er zeigen mußte, was er konnte."

Ununterbrochen schaut der Obermaat auf das Wasser, verfolgt mit seinem Blick die Wellen, die das Schiff heben und dann wieder tief absinken lassen, ohne es zu bezwingen.

Plötzlich hat er einen Gedanken: Vermittelt ihm dieses Seeschauspiel nicht auch eine Lehre? Zunächst will er den Gedanken zurückweisen, weil er ihm zu absurd erscheint. Doch dann spinnt er den Faden weiter: Auch im Leben gibt es Höhen und Tiefen. Darf man sich da von Schwierigkeiten unterkriegen lassen? Klippen muß man zügig nehmen, so wie das Schiff die See bezwingt. Doch wie soll er es anstellen, um aus den kleinen und schmächtigen Matrosen kräftige Artilleristen zu machen?

Training, intensives Training, schlußfolgert er.





Nur so kann er die Jungens in der kurzen Zeit bis zur Übung hinkriegen. Das ist freilich nicht einfach, aber er wird, er muß das schaffen.

Die Waffe und das Vertrauen

Obermaat Rohloff wendet sich wieder seiner Bedienung zu, die unter Leitung des Richtkanoniers an der 7/II fleißig trainiert. Es ist vielleicht auch nicht verkehrt, war ihm eingefallen, den Genossen einmal zu erzählen, welche guten Traditionen sie im Artillerieabschnitt zu verteidigen haben. Mit trockenem Anfeuern und allgemeinen Erklärungen ist es nicht getan.
„Halt, Genossen, macht mal Pause!"
Die Matrosen schauen ihren Vorgesetzten verwundert an. Eine Pause ist ihnen schon recht. Doch was mag er von ihnen wollen? Jetzt, während der Ausbildung? Doch dann setzen sie sich in den Windschatten ihres Geschützes und harren der Dinge, die da kommen sollen.
„Hört mal her", beginnt der Obermaat. „In den nächsten Tagen ist es soweit. Es wird ernst. Wir schießen die erste und zweite Übung. Und wir wollen sehr gut treffen, die Besten werden." Der Geschützführer macht eine Pause. Teils freudig, teils betroffen schauen ihn die Matrosen an. Diskussionen beginnen, Fragen werden gestellt.
„Halt, halt!" Der Obermaat winkt ab: „Eins steht fest, leicht wird es nicht. Erstens können die auf den anderen Schiffen auch gut schießen. Ihr müßt wissen, daß einige von ihnen von mir ausgebildet wurden. Sie wollen mir schon lange beweisen, daß sie gute Geschützführer geworden sind. Zweitens war unsere Bedienung früher immer dicke da. Das heißt, man erwartet auch heute von uns ein gutes Ergebnis. Wir müssen uns deshalb mächtig anstrengen, Genossen."

Der Geschützführer holt tief Luft und wartet, was die jungen Matrosen dazu sagen werden. Seine Worte scheinen auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein. Gemeinsam diskutieren die Genossen über Möglichkeiten, die sie noch nützen könnten, um sich gründlich auf das Gefechtsschießen vorzubereiten. Besonders wertvoll ist ihr Gedanke, sich Zirkeln der FDJ-Grundorganisation an Bord anzuschließen.

Der Obermaat glaubt, bei den Matrosen den Ehrgeiz zu erkennen, es ihren Vorgängern gleichzutun. Eigentlich dufte Jungens, gesteht er sich ein. Doch da meldet sich noch einer zu Wort: „Genosse Obermaat, können wir uns auch auf unsere Waffe verlassen? Alte Hasen sagten uns, wir würden auf ausgedienten Schlitten fahren, und die Hunderter würden nicht mehr so genau schießen. Ich möchte fragen, ob wir uns vielleicht nicht vergeblich anstrengen?"

Der Obermaat hört diese Frage nicht zum erstenmal. Er wußte, daß auch diese jungen Matrosen sie stellen würden. Während er sich in Gedanken stichpunktartig die Antwort zurechtlegt, flüstert

eine vorlaute Stimme leise, doch für alle vernehmlich:
„Jetzt werden wir agitiert!"
Doch Obermaat Rohloff tut, als habe er das überhört. Agitation – na und? Wichtig ist, die Jungens von der Zuverlässigkeit ihrer Waffe zu überzeugen.
„Gewiß", beginnt er, „das Schiff wurde schon vor einigen Jahren in Dienst gestellt. Es gibt inzwischen schon modernere Schiffe. Aber deshalb ist unser Schiff keineswegs veraltet. Wir können mit ihm noch alle Gefechtsaufgaben erfüllen, die uns übertragen werden. Gerade deswegen ist es notwendig, die uns anvertraute Technik richtig beherrschen zu lernen. Und was die Hunderter betrifft, da laßt euch von den alten Hasen nicht ins Bockshorn jagen. Ihre Flunkerei kenne ich zur Genüge, das kann man nicht ernst nehmen. Die Hunderter schießen schon genau."
Der Obermaat hatte sich bemüht, möglichst sachlich zu bleiben. Doch nun, da er glaubt alles gesagt zu haben, zweifelt er. War es etwa doch zu hochtrabend, zu allgemein? Da meldet sich der Fragesteller von vorhin nochmals: „Aber der Beweis, daß die Hunderter tatsächlich gut schießt, der fehlt noch."
Im Chor mischen sich die anderen ein: „Meinst du, wir sollten gleich den ganzen Hafen zusammenschießen, zur Probe gewissermaßen?" – „Andere haben ja auch schon gut geschossen." – „Wir werden ja sehen, wenn es soweit ist." – „An uns soll es nicht liegen, wir wollen unser Bestes geben."
„Das meine ich auch", beendet Obermaat Rohloff den Disput. „Beim Schießen werdet ihr euch ja selbst davon überzeugen können, daß die Waffe genau schießt. Wenn wir bis dahin intensiv trainieren und der Waffe fest vertrauen, dann werden wir sicher gut abschneiden."
„Na, und dann natürlich fest auf die Kraft und das Können jedes Matrosen vertrauen, nicht wahr, Genosse Obermaat?"
Der Angesprochene fährt mit einem Ruck herum. Hinter ihm steht der GA-Kommandeur. Beide müssen lachen, auch die Matrosen.
„Aber denkt daran, es wird nicht leicht werden", betont der Geschützführer nochmal. „Auf den anderen Schiffen fahren ausgezeichnete Könner."
Bevor die Matrosen das Training wieder aufnehmen, versichern sie ihrem Geschützführer, daß er sich auf sie verlassen kann.
Laut schallen wieder die Kommandos des Richtkanoniers über die Back. Die Genossen scheinen jetzt exakter zu arbeiten als vorher. Schneller scheint sich das Geschütz zu drehen, schneller verschwinden die Ex.-Granaten im Rohr, schneller werden die Zeiten auf der Stoppuhr.

Die erste Salve

Der „Tag der Wahrheit" ist gekommen. Dichter Nebel liegt über dem Wasser, als das Küstenschutzschiff den Hafen und die schützende Mole verläßt. Den ganzen Tag über soll es nicht anders werden.
Plötzlich schrillt die Alarmglocke: „Gefechts- und Atomalarm!"
Also Schutzmaske auf und ran an das Geschütz.
In der Tat, heute soll eine schwierige Übung, unter angenommenen atomaren Bedingungen geschossen werden. Zu alledem ist angesichts der Wetterlage nicht damit zu rechnen, das Ziel optisch ausmachen zu können.
Alle sind sie etwas unruhig, obwohl sich das keiner anmerken läßt. Der Kommandant, der GA-Kommandeur, der Geschützführer, die Matrosen der Geschützbedienung. Sie alle wissen: Der wirkliche Gradmesser für den Erfolg der Ausbildung ist nur die Praxis.
Wie wird das heute aussehen? Werden sich die „Heringe" an den Knall der Hunderter gewöhnen? Vertrauen sie ihrer Waffe?
Ernste Fragen, die dem Geschützführer blitzartig durch den Kopf schießen. Doch es bleibt ihm keine Zeit, darüber lange nachzudenken.
„Seeziel Steuerbord 80 Grad, Entfernung 60 Kabel, Geschütze laden!", klingt es aus dem Befehlsübermittler. Nervlich und physisch angespannt erfüllt jeder in der Bedienung seine Aufgabe. Fast synchron laufen ihre einzelnen Bewegungen, wie sie es oft genug trainiert hatten.
Der Obermaat sieht das und lächelt ein wenig. Doch die Spannung weicht erst von seinem Gesicht, als das Kommando „Feuer!" kommt und die erste Salve das Rohr verläßt.
„Mensch, Jungens", schreit der GA-Kommandeur kurz danach durch den BÜ, „das Ding hat gesessen!"
Die Salve lag deckend im Ziel. Zufriedenheit bei den Offizieren, Freude bei den Matrosen. Der erste Teilerfolg läßt alle Vorbehalte der Matrosen platzen wie Seifenblasen, ihr Selbstvertrauen wächst. Jetzt klappt bei ihnen einfach alles und nochmal so gut.
Schon kommen vom Feuerleitstand die Korrekturen nach Seite und Entfernung. Sofort führen die Matrosen sie aus. Exakt halten sie auch bei den nächsten Schüssen den Salventakt ein. Nach wenigen Augenblicken sind alle Granaten verschossen, die für die Bekämpfung des Zieles notwendig waren.
Die erste Auswertung an den funktechnischen Kontrollgeräten ergibt, daß das Ziel vollständig vernichtet worden war. „Sehr gut" ist der verdiente Lohn für die mühevolle Arbeit der Matrosen.
Der Gefechtsalarm wird aufgehoben, die Schutzmasken werden abgenommen. Spontan, doch entschieden selbstsicherer als zuvor versichern die Matrosen ihrem Geschützführer, daß sie auch bei den folgenden Gefechtsaufgaben gute Ergebnisse erzielen wollen.
„Nun gut, an mir soll es nicht scheitern", antwortet Obermaat Rohloff. „Das hängt von jedem einzelnen ab."
Zufrieden schmunzelnd tritt er an die Reling und stopft sich sein Pfeifchen. ‚Nun sind aus den Heringen doch noch gute Artilleristen geworden', denkt er und schaut dabei hinaus auf das Meer. Sicher zieht das Küstenschutzschiff weiter seinen Kurs. Mit jungen, zuverlässigen Matrosen an Bord läuft es neuen Gefechtsaufgaben entgegen.

Grenzposten an der Küste ▶

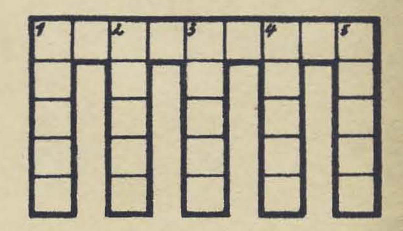


KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Meerkatzenart, 4. Vernunft, Verstand, 7. Name einer Flottenübung in Zusammenwirkung mit den Land- und Luftstreitkräften 1964, 10. Hauptbau der mittelalterl. Burg, 13. weibl. Vorname, 14. Nebenfluß der Mosel, 15. poln. Halbinsel, 16. Stadt in Belgien, 17. Textilfärbverfahren, 20. Milchfett, 22. chem. Element, 24. Währung in Iran, 26. Südfrucht, 27. Gewürz, 28. Schienenfahrzeug, 31. Dauerfahrer hinter Schrittmacher (Radsport), 32. Nebenfluß des Rheins, 34. Verschlußteil, 36. dem Efeu verwandter Strauch, 38. weibl. Vorname, 40. nord. Haustier, 41. Teil der Mittelmeerküste, 45. poln. General und Freiheitskämpfer (1794–1850), 46. Divisionskommandeur bei den Internationalen Brigaden (1936 bei Madrid gefallen), 48. männl. Biene, 50. jugoslaw. Halbinsel, 53. Nebenfluß der Aller, 55. dreikantiger Dolch, 56. Nebenfluß des Neckars, 58. Nebenfluß der Elbe, 60. Stadt in der VAR, 63. Nebenfluß der Donau, 65. Sammlung von Aussprüchen, 67. Metall, 70. Laubbaum, 71. schwed. Zoologe (18. Jh.), 73. chem. Element, 75. Sowjetbürger, 77. ital. Filmschauspielerin, 78. Stadt in Belgien, 79. europ. Hauptstadt, 81. hervorrag. Funktionär der deutschen Arbeiterbewegung, 82. Niederschlag, 83. Schlag, Kunstgriff, 84. früherer Name Tokios, 85. Meeressäugetier, 86. Ölpflanze, 87. Salzsee im Raum Wolgograd, 88. Gesetzgeber von Athen um 500 v. u. Z.

Senkrecht: 1. Hauptstadt der Philippinen, 2. opt. Gerät, 3. engl. Physiker (1824–1907), 4. Hauptstadt von Marokko, 5. Handlung, 6. männl. Vorname, 7. Riesenechse, 8. nordafrik. Hafenstadt, 9. Chef der Volksmarine, 10. Vorhaben, 11. Spezialsprungläufer der DDR, 12. südbad. Stadt, 18. engl. Bier, 19. Ureinwohner Spaniens, 21. deutscher revolut. Dichter, 23. Stadt in Brasilien (Kurzform), 25. Nebenfluß der Rhone, 27. Singstimme, 29. Stadt in Frankreich, 30. altoriental. Staat am Tigris, 33. Preisgrenze, 35. Strom in Westafrika, 37. Verbindungsstelle, 38. norweg. Mathematiker, 39. Behörde, 42. zweitgrößte Insel der Erde, 43. Gedankenblitz, 44. Oxydationserscheinung, 47. Lotterieanteil, 49. russ. Männername, 51. Rennbeginn, 52. Blume, 54. Angehöriger einer indoeurop. Völkergruppe, 56. Komponist der Nationalhymne, 57. europ. Hauptstadt, 59. Wappentier, 61. Rechtsspruch, 62. deutsche Schriftstellerin („Ich an Dich"), 64. Wendekommando auf Segelschiffen, 66. engl. Physiker, 1922 Nobelpreis, 67. Komponist der Operette „Boccaccio", 68. türk. Titel, 69. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 72. Schwimmvogel, 74. engl. Längenmaß, 76. erzählende Versdichtung, 78. Moskauer Warenhaus, 80. Waffenfarbe.

RÄTSELKAMM

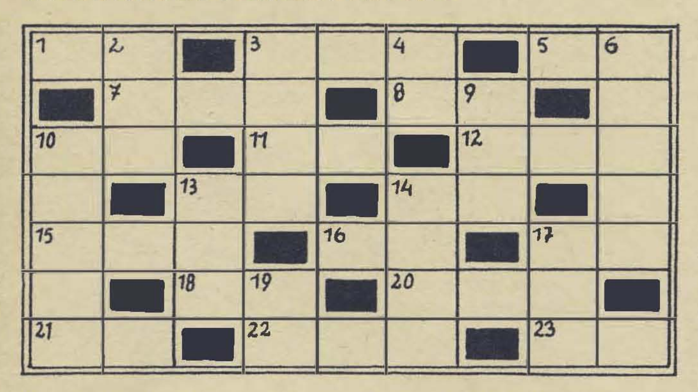


Senkrecht: 1. Entwicklungsstadium, 2. feindwärts vorgetriebener Annäherungsgraben, 3. Antreteordnung, 4. Dienstgrad, 5. Schiffswinde.

Bei richtiger Lösung ergibt die Waagerechte nach Einfügen der fehlenden Buchstaben die Zeitung der XI. Internationalen Brigade im nationalrevolut. Krieg des spanischen Volkes.

Zur Verwendung kommen die Buchstaben: aaaaa eeee h i j ll m ooo pppp rr sss tt

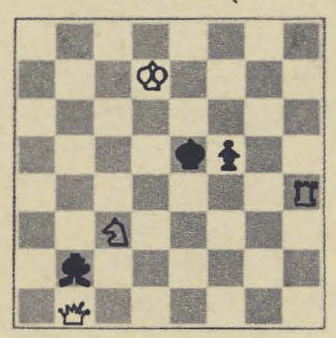
SILBENKREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Wintersportort in Finnland, 3. Kontinent, 5. größter Fluß Transkaukasiens, 7. oberital. Provinshauptstadt, 8. Hauptstadt Togos, 10. westföl. Kreisstadt, 11. literar. Hauptgattung, 12. Inselgruppe vor der nördl. norweg. Westküste, 13. Schiffsführer, 14. Sprengkörper, 15. Angebot, 16. brasil. Staat, 17. Getreide, 18. Stadt im Bezirk Dresden, 20. Titel eines Romans von Maupassant, 21. Schmuck, 22. Antilopengattung, 23. Zubringerschiff.

Senkrecht: 2. europ. Hauptstadt, 3. Untersuchung, 4. Schwund, Gewichtsverlust, 6. moderne Waffe, 9. Kürbisgewächs, 10. Dienstgrad, 13. Glücksspiel, 14. Pflaumenart, 17. Völkergruppe in Nord- und Nordostafrika, 19. nordgerm. Prosadichtung des MA.

SCHACHAUFGABE



Matt in 3 Zügen

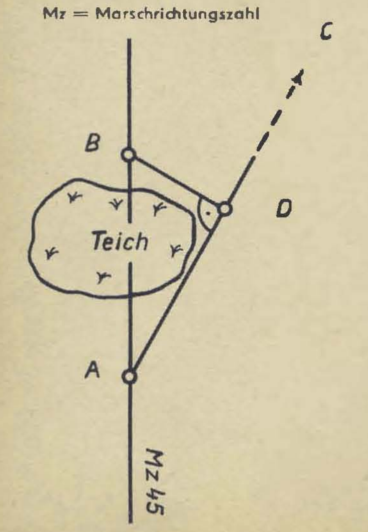
ZUM RECHNEN

Eine Marschstrecke wird durch ein Hindernis unterbrochen (siehe Skizze). Der ursprüngliche Marschweg von A nach B kann nicht geradlinig fortgesetzt werden. Die Marschrichtungszahl der Anfangsrichtung (AC) der Umgehungsstrecke ist gleich der ursprünglichen, vermehrt um 7,5 (45°). In der Richtung (AC) wird ein Hilfspunkt D so gewählt, daß der Winkel ADB = 90° beträgt. Das wird erreicht, indem man in der Richtung (AC) den Punkt D solange verändert, bis die um 7,5 verminderte ursprüngliche Marschrichtungszahl auf den Punkt B weist.

In unserem Beispiel beträgt die ursprüngliche Marschrichtungszahl 45 und die Strecke $\overline{AD} = 80$ m.

Wie lang ist die Strecke $\overline{AB}$?

Mz = Marschrichtungszahl



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 5/1966

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Kirow, 4. Chlor, 8. Kroki, 12. Lahti, 15. Igor, 16. Nehru, 17. Inka, 18. Tabun, 19. Rouen, 20. Asien, 21. Udine, 23. Korn, 24. Gauß, 25. Luzern, 26. Eins, 29. Tat, 30. Sen, 32. Eede, 34. Trense, 37. Angers, 40. Aloe, 42. Isere, 44. Anode, 46. Song, 49. Tunnel, 51. Izmir, 52. Newton, 54. Tell, 55. Abel, 56. Avers, 57. Legia, 58. Flug, 59. Stab, 61. Tagore, 64. Olive, 66. Reform, 69. Eire, 72. Damen, 74. Nonne, 76. Ines, 77. Carmen, 80. Liesen, 81. Bath, 83. Kos, 85. Ast, 87. Atom, 90. Isolde, 93. Start, 94. Stau, 96. Eimer, 97. Ranke, 98. Rotor, 99. Hotel, 100. Aras, 101. Arles, 102. Soos, 103. Turin, 104. Stern, 105. Essay, 106. Einer.

Senkrecht: 1. Katze, 2. Rubin, 3. Wink, 4. Correns, 5. Hran, 6. Onega, 7. Renate, 8. Krassin, 9. Russe, 10. Kiel, 11. Innung, 12. Laue, 13. Heine, 14. Irene, 22. Dress, 27. Iglu, 28. Sten, 29. Terz, 31. Nadel, 33. Don, 35. Eile, 36. Seil, 38. new, 39. Edo, 40. Atolle, 41. Onager, 43. Emblem, 44. Aragon, 45. Onegin, 47. Oberon, 48. Gesims, 50. Etat, 53. Nabe, 58. Frank, 59. Seni, 60. Ares, 62. Ahr, 63. Ode, 65. Volt, 67. FINA, 68. Reno, 70. Ifa, 71. Echse, 73. Elstern, 75. Nestroy, 78. Madras, 79. Karree, 81. Brest, 82. Timor, 84. Oskar, 86. Stoß, 88. Titan, 89. Maler, 91. Oran, 92. East, 94. Sosa, 95. Uhse.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Moreni, 3. Kabel, 4. Degen, 5. Liter, 6. Bodega, 8. Magen, 9. Kanal, 10. Senora, 11. Hagel, 12. Ware, 14. Rose, 15. Senegal. Senkrecht: 1. Mode, 2. Regenbogen, 3. Kater, 5. Liga, 7. Signal, 8. Moser, 9. Karawane, 10. Segel, 11. Hase, 13. Regal.

SILBENRÄTSEL: 1. Lilienthal, 2. Iljuschin, 3. Blindflug, 4. Eindecker, 5. Luftschraube, 6. Lunik, 7. Eckener, 8. Looping, 9. Aeroflot, 10. Montgolfier, 11. Interflug, 12. Nikolajew, 13. Astronautik, 14. Rakete – „Libelle Laminar".

ZUM RECHNEN

$$s_1 + s_2 = s \qquad t_1 + t_2 = t$$

$$s_1 = v_1 \cdot t$$

$$s_2 = v_2 \cdot t$$

$$(v_1 + v_2)\, t = s$$

$$t = \frac{s}{v_1 + v_2}$$

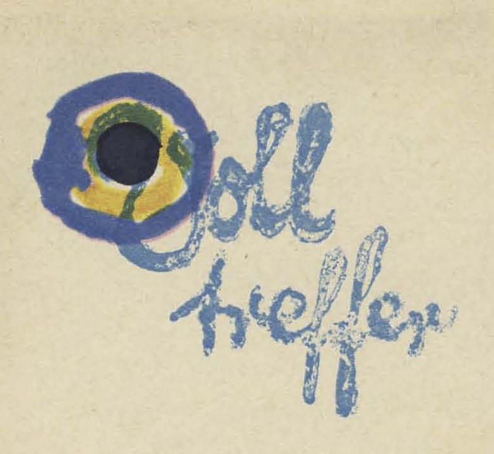
$$t = \frac{10\ \text{km}}{40\,(\text{km/h}) + 60\,(\text{km/h})}$$

$$\mathbf{t = 0{,}1\ h = 6\ Min.}$$

$$s_1 = 40\ \text{km/h} \cdot 0{,}1\ \text{h} = 4\ \text{km}$$

$$s_2 = 60\ \text{km/h} \cdot 0{,}1\ \text{h} = 6\ \text{km}$$

SCHACH: Loyd 1. Kf 5 !



Im Gefechtsstand einer Flakeinheit. Der Stabschef hat die ganze Nacht durchgearbeitet und legt sich nun übermüdet für kurze Zeit auf's Ohr. Kaum ist er eingeschlafen, rüttelt ihn aufgeregt der diensthabende Funker wach: „Genosse Major, die Batterien haben keine Funkverbindung mit uns!" Der Major blinzelt verschlafen von seiner Pritsche auf und antwortet: „Ist in Ordnung! Da kann ich wenigstens beruhigt schlafen! Aber halten S i e die Verbindung!"



Geheimsitzung schwedischer Offiziere. Der General leitete seinen Vortrag mit einem blendenden Witz ein. Zwei Tage später bat ein Offizier den General: „Herr General, der Witz, den Sie neulich erzählten, war einmalig. Darf ich Sie bitten, ihn mir noch einmal zu erzählen, damit er nicht unter die Geheimhaltungsvorschriften fällt und ich ihn weitererzählen kann!"



Auf dem Tisch eines Kompaniechefs lag eine dicke Beschwerde. Um sich dafür zu verantworten, erschien der Soldat Berthold bei seinem Kommandeur.
„Anstatt als richtiger Soldat die Scheibe zu treffen, haben Sie dem Schießbudenbesitzer von nebenan den wertvollsten Porzellanpreis – einen Gartenzwerg – kurz und klein geschossen."
„Aber inzwischen 25 Mark dafür geblecht, Genosse Kommandeur", verteidigte sich Berthold, „und die Schuld trifft eigentlich Sie!" – ??? – Der

*Soldat fuhr fort: „Da es mir an Kultur fehlt, rieten Sie mir, ins Theater zu gehen.
So fuhr ich eine Stunde bis Potsdam, dort aber war ausverkauft. Ich ging erleichtert zurück, aber auch das Kino war schon dicht. Verärgert ging ich zum Rummel, wo der Eintritt frei ist. Beim vierten und fünften Bier sah ich dann, wie der Zwerg mich in einem fort angrinste. Beim sechsten fiel mir ein, Berthold, du solltest heut' abend für die Kultur was tun. Bei der Ehre der Kompanie: „Ein Schuß genügte."*



Am Eingang eines Krankenreviers der Marine in Leeds hing ein Anschlag mit Instruktionen, wie man in dringenden Fällen nach Dienstschluß Hilfe bekommen könne. Lang und breit wurde erklärt, wo man einen Sanitäter finden, wie man ihn verständigen könne und was zu tun sei, bis er eintreffe. Dann kam der letzte Satz: „Wenn Sie Zeit gehabt haben, diese Vorschriften bis hierher zu lesen, sind Sie kein dringender Fall. Kommen Sie morgen wieder!"



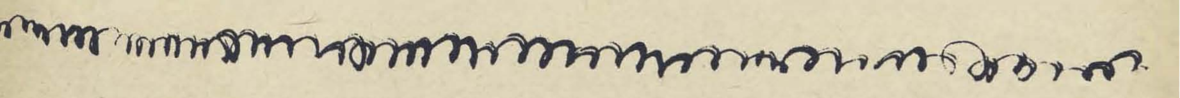
Die Verwaltung eines norwegischen Militärflugplatzes erhielt von einem Hausbesitzer, der am Ende der Startbahn wohnte, folgenden Brief: „Bitte die Startbahn am kommenden Sonnabend nur am Vormittag benutzen. Ich will mein Haus am Nachmittag einem Käufer zeigen."



„Wie seht ihr denn wieder aus?" schrie Zugführer Zöpfli auf dem Exerzierplatz von Bern einen Haufen Rekruten an. „Schlips schief, Haare nicht gekämmt, Schuhe nicht geputzt, Hosen nicht gebügelt . . . ! Und was wollt ihr in diesem schauderhaften Zustand tun, wenn uns plötzlich jemand den Krieg erklärt?!"



*In der amerikanischen Militärbäckerei liefen Klagen wegen des Brotes ein.
„Was wollt ihr, Boys?" entrüstete sich der Feldwebel. „Wenn Washington damals bei Valley Forge dieses Brot gehabt hätte, würde er es mit tausend Freuden gegessen haben!"
„Bestimmt, Sergeant", meldete sich ein Soldat, „damals war es auch noch frisch!"*



*Soldat Hirse stellte sich beim Arzt vor. Der brummte: „Sie hätten sich ruhig waschen können, bevor Sie zu mir kamen!"
„Warum? Ich denke, es handelt sich bei mir um ein inneres Leiden?!"*



*Der Kreuzer war im Dock von Glasgow gewesen. Nun war der letzte Tag vor der Ausfahrt. Da kletterte am späten Abend Bootsmann Mitchell das Fallreep hinauf und trug in jeder Hand eine volle Whiskyflasche. Der diensthabende Offizier betrachtete sich das Bild, dann sagte er: „Ich drehe mich jetzt um und möchte es gleich darauf zweimal plumpsen hören. Damit wollen wir die Sache erledigen!"
Gleich darauf plumpste es. Bootsmann Mitchell brachte seinen Whisky ins Quartier — allerdings hatte er keine Schuhe mehr.*

*Ein Rekrut hatte auf dem Schießplatz sein Gewehr verloren. Als er hörte, daß er es ersetzen müsse, meinte er: „Und wenn ich einen Jeep gefahren hätte und jemand hätte ihn gestohlen — müßte ich den etwa auch bezahlen?"
„Sie müssen für alles Staatseigentum aufkommen, das Sie verlieren!" erklärte ihm der Gerichtsoffizier.
„Jetzt verstehe ich auch", nickte der Soldat, „weshalb ein Kapitän niemals sein sinkendes Schiff verläßt . . ."*



Illustration: Horst Bartsch



HEFT 6
JUNI 1966
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle



DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 2. April 1966

Fotos: Gebauer (2) Titel, S. 2; Gaul (1) S. 8; Bersch (7) S. 13, 14, 15, 16, 17; Akademie der Künste (2) S. 21, 25; Barkowsky (9) S. 26, 27, 28, 29; Privat (1) S. 31; Weiß (6) S. 32, 33; Klöppel (2) S. 37, 89; Militärbilddienst (5) S. 40, 74, 75, 76, 79; Stöhr (5) S. 41, 42; Liebe (6) S. 47, 48, 49; Progreß (1) S. 50; Wolkow (1) S. 51; Zentralbild (3) S. 52, 73, 76; Archiv (9) S. 53, 62, 71, 73, 78, 79, 82, 83; Blasig (1) S. 58; DEFA-Dressel S. 59, 61; DEFA-Damm S. 59, 60; Morgenstern (2) S. 64, 65; Rowell (2) S. 72; Kilian (1) S. 72; Bach (1) S. 73; Glebow (2) S. 75; Natusch (1) S. 86; Kurzbach (1) S. 87; Balinski (1) Rücktitel.

TITELBILD: SKF (selbstfahrende Kanone) beim Stellungswechsel.

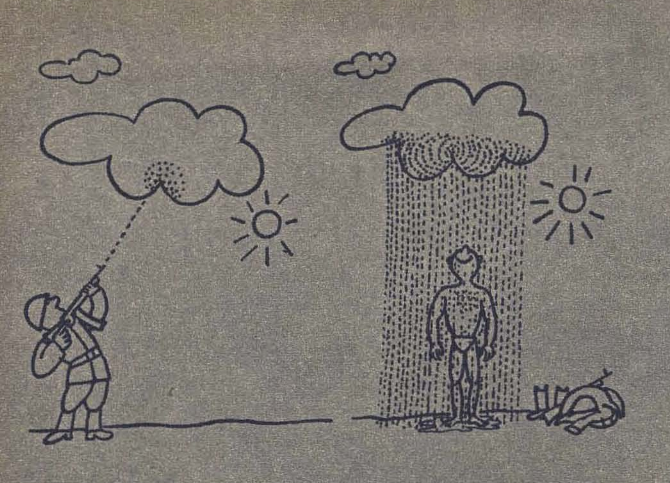
Ist von den populärsten polnischen Schauspielerinnen die Rede, so wird ihr Name genannt: EVA KRZYZEWSKA.
Nach abgeschlossenem Schauspielstudium eroberte sich Eva rasch als Shakespeares „Ophelia" die Gunst des Krakower Publikums.
Gegenwärtig weilt sie im fernen Kuba, wo der polnische Film „Abstieg zur Hölle" entsteht. Eva spielt eine Deutsche, die Gattin eines Faschisten, der für Hitler Gaskammern baute und von Hans Peter Minetti dargestellt wird. Die Mitwirkung von weiteren deutschen Schauspielern berechtigt, dieses Filmvorhaben als eine Art polnisch-deutsche Co-Produktion zu bezeichnen.
Schon mit ihrem ersten Film „Asche und Diamant" (in der DDR ist das gleichnamige Buch bekannt) zog Eva Krzyzewska das Interesse des Filmpublikums schlagartig auf sich. Für ihr hervorragendes Spiel in der Rolle der „Krystina"



STAR-Palette

wurde sie mit einem Preis der Französischen Akademie geehrt. Seit diesem Filmdebüt ist ihr die Zusammenarbeit mit Zbigniew Cybulski, dem männlichen Hauptdarsteller von „Asche und Diamant", besonders angenehm. Das Publikum in der DDR kennt beide Künstler aus dem Streifen „Das Mädchen und der Mörder", aber auch als reizender Journalistin konnte man ihr in dem Film „Die Frau, die man nicht vergessen kann" begegnen. Erinnert sei außerdem an die DEFA-Produktion „Tinko" (Erwin Strittmatter), wo wir sie als „Frau Clari" erlebten.
Jenseits der Grenzen ihres Heimatlandes darf sich Eva Krzyzewska der besonderen Gunst der filmkundigen sowjetischen Kinobesucher rühmen, die – davon konnte ich mich während des letzten Festivals überzeugen – fast alle ihrer elf Filme kennen.
Zu Evas Lieblingsbeschäftigungen gehört das Reisen. Danach befragt, warum sie es vorziehe, sich meist allein in ihren roten Skoda zu setzen, antwortete sie: „Wer allein fährt, sieht mehr."
Daß Eva Krzyzewska ungeachtet dieses Standpunktes alles andere als eine Eigenbrötlerin ist, versichert uns Hans Peter Minetti, der über seine „Filmfrau" zu berichten weiß: „Sie ist gesellig und lustig, temperamentvoll und tanzt ausgezeichnet."

Roman Balinski




Wasser marsch!

befiehlt Paul Klimpke







Index 31036

